// Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwölfter Jahrgang

Nr. 32 — Leipzig, den 11. August — 1898

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1556 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Selbstbeurteilung und Weltbeurteilung — Ein Brief Bismarcks — Zur Frage nach der Freiheit und nach dem Erfahrungsgrund des christlichen Glaubens — Vom Uebernatürlichen — John White Chadwick, ein Unitarierprediger — Die Religion der Drusen. Zweite Hälfte — Ein Vormittag in Heidelberg — **Verschiedenes:** Fridtjof Nansen; Historische und praktische Theologie; Ueber Pastor Idel; Die erste Irrenanstalt im Orient — Quittung — **Anzeigen:** Programm des Bonner Ferienkursus

Selbstbeurteilung und Weltbeurteilung

Wer nicht wider uns ist, der ist für uns. Luk. 9, 50.

Zwischen den silbergrauen Stämmen hochstrebender Buchen hatte sich eine festlich bunte Versammlung gelagert. Ein weicher Abendwind spielte in dem grünenden Laubwerk. Durch die zitternden Blätter leuchtete tiefblau der stille, klare Himmel. Von jenseits einer kleinen Wiese blitzten durch das niedrige Gebüsch die leicht gekräuselten Wellen des mächtigen Stromes. Ueber dem blauen Grunde des weiten Wasserspiegels tanzten die braunen Schatten und silbernen Strahlen des sinkenden Abends. Dann und wann klang ein leises Murmeln herauf vom Strom; die spielenden Lichter wurden verdunkelt durch den schlanken, mächtigen Rumpf eines überseeischen Dampfers, der wie ein schwebender Schatten majestätisch stromaufwärts glitt. Heiligen Frieden atmete die abendlich verklärte Natur. Es war, als sollte die Seele träumend sich tragen lassen von dem weichen, vollen Strom ihres geheimnisvollen Lebens.

Aber die flüsternden Friedensstimmen der Natur wurden übertönt durch einen leidenschaftlich bewegten Kampfruf von Menschenlippen. Wunderbar kontrastirten die jugendlich weichen Züge des Redners mit dem tiefen Ernst seiner Rede. In der Ansprache, mit der er das harmonisch verlaufne Fest schloß, wollte er jedem Teilnehmer die Frage ins Gewissen rufen: Ist das Fest für dich gesegnet gewesen? Ist es dir ein neuer Anstoß geworden, Partei zu ergreifen in dem Kampf zwischen Glauben und Unglauben, der das tiefste Thema der Weltgeschichte bildet? In zwei Lager sei seit dem Sündenfall die ganze Menschheit gespalten; Himmel und Hölle hätten ihre Glieder schon hier auf dieser Erde; jeder Mensch sei entweder ein Erbe des Himmels oder ein Kind der Hölle; eine dritte Möglichkeit sei ausgeschlossen. Nun umschrieb er das Herrschaftsgebiet der Hölle innerhalb der Menschheit. Die weitaus größte Zahl aller Menschen rechnete er dazu: die Heiden, die Abtrünnigen vom Glauben, die Gleichgiltigen, ja selbst alle, die sich wohl für Christus begeistern, aber mit ihrem Glauben nicht in dem Bekenntnis wurzeln: „wahrer Gott vom Vater in Ewigkeit geboren.“ Er sprach von ihnen mit tiefer Trauer, aber ohne Hoffnung. Mit unerbittlicher Schärfe beurteilte er die Welt nach dem Wort Christi: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich.“

Unter peinlicher Unruhe und nagendem Schmerz hörte ich der Rede zu. Ohne Zweifel sprach hier ein überzeugter Jünger Christi mit der ganzen Wärme eines starken Glaubens. Gerade darum quälte mich die Frage: Zwingt unser Glaube uns zu einer solchen engherzigen Weltbeurteilung? Sollen sie alle nichts wert sein für die Ewigkeit, deren geistige Arbeit doch die Menschheit überschüttet hat mit den reifen Früchten einer hohen Kultur, verloren, weil sie über eine sympathische Stellung zu Christus nicht hinausgekommen sind? Die Kirche hat immer wieder mit rücksichtsloser Energie sich diese Beurteilung der Welt zu eigen gemacht. Ist das nicht Beweis genug, daß der christliche Glaube gar nicht anders urteilen kann? Es ist gewiß viel Wahres an dem Wort eines klugen und frommen Mannes, der selbst dem kirchlichen Christentum entfremdet war: „Eine Kirche, die sich nicht für die allein wahre hält, hat ein schlechtes Gewissen.“ Aber muß sie darum schon in Allen, die sich in ihrem Gedankenkreise nicht heimisch fühlen, Feinde Christi sehen? Dann wäre das Lager der Kinder Gottes so eng und dumpf, daß ein starker freier Geist kaum noch darin atmen könnte. Ist es die Pflicht oder der Fluch der Kirche gewesen, daß sie die Welt beurteilt hat nach dem Wort: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich“?

Wer den Abschnitt des Evangeliums aufmerksam liest, in dessen Zusammenhang Jesus dieses Wort gesprochen hat, kann nicht im Zweifel sein, er hat damit seinen Jüngern nicht einen Maßstab für die Weltbeurteilung in die Hand geben wollen. Der Spruch steht in keiner Beziehung zu dem vorhergehenden Gleichnis von dem starken Gewappneten, der von einem stärkern überwunden wird. Er muß vielmehr verstanden werden als das Thema, das durch das folgende Gleichnis weiter ausgeführt wird. Es ist jene Erzählung von dem ausgetriebnen Dämon, der nach ruheloser Wüstenwanderung wieder zurückkehrt in das unbewachte Herz und mit sieben schlimmern Dämonen davon Besitz nimmt, um den Menschen moralisch und physisch zu Grunde zu richten. In der Gestalt der Dämonen ist allerdings das sittlich Böse so eng verwachsen mit dem natürlichen Uebel, daß es fast als Naturmacht erscheint. Trotzdem läßt sich die ethische Spitze der Erzählung nicht verkennen. Sie ist eine Warnung an den Geretteten vor Rückfall in die frühere Sündenknechtschaft. In seiner scharfen und anschaulichen Weise prägt der Herr seinen Zuhörern ein: die halbe Bekehrung, bei der zwar das Böse verneint, aber das Gute nicht fest ergriffen wird, setzt den Menschen notwendig einem Rückfall aus, der zu bewußter und unversöhnlicher Feindschaft gegen das Gute führen muß. Wer nicht ganz auf die Seite Christi tritt, wird notwendig in einen Gegensatz gegen ihn hineingetrieben. Die Gleichgiltigkeit ihm gegenüber schlägt in Feindschaft gegen ihn um. Darnach sollst du dein Leben prüfen. Bist du mit Christus? Nein? — so wirst du wider ihn sein. Sammelst du mit ihm? Nein? — so wirst du zerstreuen. Dieses scharfe Entweder-Oder soll der einzige Maßstab für deine Selbstprüfung sein; legst du einen andern zu Grunde, so betrügst du dich selbst.

Es scheint selbstverständlich, daß wir diesen Maßstab für unsre Selbstbeurteilung nun auch ohne weiteres für unsre Weltbeurteilung gelten lassen wollen. Aber damit handeln wir nicht im Sinne Jesu. Durch eine ebenso kurze wie inhaltreiche Geschichte ist das unzweideutig dargethan. Johannes sprach zu Jesu: Meister, wir sahen einen, der trieb die Teufel aus in deinem Namen; und wir wehreten ihm! denn er folget dir nicht mit uns. Und Jesus sprach zu ihm: Wehret ihm nicht; denn wer nicht wider uns ist, der ist für uns. Das ist das befreiende Wort eines kühnen und großen Geistes, das Zeugnis

einer ihrer göttlichen Majestät bewußten Persönlichkeit. Es stellt uns auf eine Höhe der Weltbetrachtung, auf der sich die Jünger nur schwer zu behaupten vermochten. Paulus hat erst am Ende seines Lebens diese Höhe weitherziger Menschenbeurteilung erreicht: daß nur Christus verkündigt werde allerlei Weise, es geschehe zum Vorwand oder in Wahrheit, so freue ich mich doch darinnen und will mich freuen. Dann ist es, als ob das Wort jahrhundertelang in der Kirche vergessen wäre. Sie hat mit Bann und Feuer die Ketzer vernichtet, die nicht einen andern Christus, aber wohl Christus anders predigten als sie. Kann man sagen: sie hat heute ihren Sinn gewandelt und besserer Einsicht Raum gegeben? Nach den Erfahrungen der letzten Jahre darf man nicht den Mut haben, diese Frage zu bejahen.

Wollte Gott, die evangelische Christenheit lernte in der wachsenden Bedrängnis der Zeit das Wort ihres Meisters verstehen: Wer nicht wider uns ist, der ist für uns. So gewiß sie die Pflicht hat, die Eigenart ihres Glaubens gegenüber den geistigen Strömungen der Zeit kräftig zu wahren, so wenig kann sie das Recht und das Bedürfnis haben, alle Kulturwerte, die nicht ihr Siegel tragen, mit einem eigensinnigen Nein als widerchristlich abzulehnen. Dann erst sind wir ganze Christen geworden, wenn wir uns selbst unerbittlich richten nach dem Wort unsers Herrn: Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich, und die Welt weitherzig beurteilen nach dem Maßstab: Wer nicht wider uns ist, der ist für uns.

Seit der Reformation haben wirs wieder gelernt, das Naturleben nach diesem Grundsatz zu beurteilen. Als Petrarka einst von den Seealpen aus mit durstigen Blicken die farbenquellende Schönheit getrunken, in der der Zaubergarten der Riviera, umkost von den schmeichelnden Wogen des blauen Meeres, unter der leuchtenden Pracht des südlichen Himmels sich auf den sanften Terrassen des Vorgebirges vor ihm ausbreitete, da warf er sich weinend zu Boden und versenkte sich in die düstere Weltbetrachtung der Bekenntnisse Augustins. Er fühlte sich schuldig, weil er sich gefreut an der Schönheit der Natur, die doch gegen den christlichen Glauben gleichgiltig war. Mit der Kirche des Mittelalters beurteilte er sie nach dem Grundsatz: Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich. Wir lauschen gern ihren weichen Friedensstimmen und reinigen in ihrer Stille und ihrem Licht die Seele von dem Wust alltäglicher Gedanken, daß sie empfänglich werde für den Anblick der Wahrheit, deren Ursprung in Christus ist. Ebenso dürfen wir uns freuen an den reichen Errungenschaften einer blühenden Kultur, wenn sie nur nicht den Anspruch erheben, die ewigen sittlichen Güter zu entwerten, für die Christus gelebt und gelitten hat. Wir können unsre Seele daraus bereichern und unsre Persönlichkeit dadurch bilden. Dann begrüßen wir die edlen Helden des Geistes, die unsre Ehrfurcht vor Christus teilen, auch wenn sich ihre Weltanschauung nicht in die Formel des eignen Christenglaubens fügen will, freudig als Mitstreiter in dem Kampf für die Wahrheit und das Gute. Wir beurteilen sie nach dem Wort: Wer nicht wider uns ist, der ist für uns. Ernst Rolffs

Ein Brief Bismarcks

an seinen Schwager Oskar von Arnim

Es ist kein ungedruckter Brief, vielmehr findet er sich schon in der ersten Veröffentlichung von Bismarckbriefen, die Velhagen und Klasing in ihrer Ausgabe „für Bücherfreunde“ brachten. Aber während ich meinte, er sei aller Welt bekannt, finde ich soviel Unkenntnis, daß ich hoffe, auch manchem unsrer Leser mit seinem Abdruck eine Freude zu machen. R

Reinfeld, am 16. August 1861

Soeben erhalte ich die Nachricht von dem schrecklichen Unglück, welches Dich und Malwine betroffen hat. Mein erster Gedanke war, sogleich zu Euch zu kommen, aber ich überschätzte damit meine Kräfte. Die Kur hat mich angegriffen; und der Gedanke, sie plötzlich abzubrechen, fand so entschiednen Widerspruch, daß ich mich entschlossen habe, Johanna allein reisen zu lassen. Ein solcher Schlag geht über den Bereich menschlicher Tröstung hinaus, und doch ist es ein natürliches Verlangen, denen, die man liebt, im Schmerz nahe zu sein und mit ihnen gemeinschaftlich zu klagen. Es ist das einzige, was wir vermögen. Ein schwereres Leid konnte Dich nicht wohl treffen; ein so liebenswürdiges und freudig gedeihendes Kind auf solche Weise zu verlieren und mit ihm alle Hoffnungen zu begraben, die die Freude Deiner alten Tage werden sollten, darüber wird die Trauer nicht von Dir weichen, solange Du auf dieser Erde lebst. Das fühle ich Dir nach mit tiefem schmerzlichem Anteil. Wir sind in Gottes gewaltiger Hand ratlos und hilflos, soweit Er selbst uns nicht helfen will, und können nichts thun, als uns in Demut unter seine Schickung beugen. Er kann uns alles nehmen, was Er gab, und uns völlig vereinsamen lassen, und unsre Trauer darüber würde um so bitterer sein, je mehr wir sie in Hader und Auflehnen gegen das allmächtige Walten ausarten lassen. Mische Deinen gerechten Schmerz nicht mit Bitterkeit und Murren, sondern vergegenwärtige Dir, daß Dir ein Sohn und eine Tochter bleibt, und daß Du mit ihnen, und selbst in dem Gefühl, ein geliebtes Kind fünfzehn Jahre lang besessen zu haben, Dich als gesegnet betrachten mußt im Vergleich mit den vielen, welche Kinder niemals gehabt und Elternfreuden nicht gekannt haben. Ich will Dir nicht mit schwachen Trostgründen lästig werden, sondern Dir nur in diesen Zeilen sagen, wie ich als Freund und Bruder Dein Leid wie mein eignes fühle und bis ins Innerste davon ergriffen bin. Wie verschwinden alle kleinen Sorgen und Verdrießlichkeiten, welche unser Leben täglich geleiten, neben dem ehernen Auftreten wahren Unglücks, und ich empfinde wie ebenso viel Vorwürfe die Erinnerungen an alle Klagen und begehrlichen Wünsche, über welche ich so oft vergessen habe, wie viel Segen Gott uns giebt, und wie viel Gefahr uns umringt, ohne zu treffen. Wir sollen uns an diese Welt nicht hängen und nicht in ihr heimisch werden. Noch zwanzig oder dreißig Jahre im glücklichsten Falle, und wir beide sind über die Sorgen dieses Lebens hinaus, und unsre Kinder sind an unserm jetzigen Standpunkt angelangt und gewahren mit Erstaunen, daß das eben so frisch begonnene Leben schon bergab geht. Es wäre das An- und Ausziehen nicht wert, wenn es damit vorbei wäre; erinnerst Du Dich noch dieser Worte eines Stolpmünder Reisegefährten? Der Gedanke, daß der Tod der Uebergang zu einem andern Leben ist, wird Deinen Schmerz freilich wenig lindern, denn Du könntest glauben, daß Dein geliebter Sohn Dir die Zeit hindurch, die Du auf dieser Erde noch lebst, ein treuer und lieber Begleiter sein und Dein Andenken hier in Segen fortpflanzen werde. Der Kreis derer, die wir lieben, verengt sich und erhält keinen Zuwachs, bis wir Enkel haben. Man schließt in unsern Jahren keine neuen Verbindungen mehr, die uns die absterbenden ersetzen könnten. Laß uns darum um so enger in Liebe zusammenhalten, bis auch uns der Tod von einander trennt, wie jetzt Deinen Sohn von uns. Wer weiß, wie bald! Willst Du nicht mit Malle nach Stolpmünde kommen, still mit uns einige Wochen oder Tage leben? Jedenfalls komme ich in drei bis vier Wochen zu Dir nach Kröchlendorf oder wo Du sonst bist. Meine geliebte Malle grüße ich von Herzen; möge Gott ihr, wie Dir, Kraft verleihen zum Tragen und geduldiger Ergebung!

Zur Frage nach der Freiheit und nach dem Erfahrungsgrund des christlichen Glaubens

Haben nur die durch Christus erlösten Menschen sittliche Freiheit, oder tragen alle Menschen die Keime solcher Freiheit in sich? Auf diese Frage kommt es schließlich an bei der Beurteilung, die Dr. Johannes Müller in Nr. 29 der Christlichen Welt meiner Abhandlung über den „Erfahrungsbeweis für die Wahrheit des Christentums“ gewidmet hat. Das Problem ist so wichtig, daß ich wohl auf das Interesse der Leser der Christlichen Welt rechnen darf, wenn ich den Einwendungen, die Müller gegen meine Ansicht erhoben hat, meinerseits wieder einige Bedenken gegenüberstelle.

Ich habe in jener Abhandlung auszuführen gesucht, daß die entscheidende Begründung für die Wahrheit des Christentums in der Erfahrung solcher Heilswirkungen Gottes liegen müsse

die der christlichen Vorstellung von dem auf die Gotteskindschaft und das ewige Leben der Menschen abzielenden väterlichen Heilswillen Gottes entsprechend sind. Ich habe hervorgehoben, daß die Christen wirklich in ihrem religiösen Erleben der durch die Gnade Gottes empfangnen Wirkungen des heiligen Geistes diese Erfahrung machen, die sie von der Wahrheit des im Evangelium Jesu bezeugten Gottes und seines Heilswillens immer von neuem überzeugt. Ich habe dann aber hinzugefügt, daß man diese religiöse Erfahrung der Christen nicht isoliren, sie nicht als eine ihrer Art nach ganz aparte, nur den Christen zugängliche und verständliche betrachten dürfe. Was die Christen als Gotteskraft in sich erleben, sei vielmehr nächst verwandt der Freiheitskraft, die alle Menschen teils keimartig, teils mehr oder minder entwickelt in sich tragen, dieser Kraft, deren sie zur unbedingten Erfüllung der sittlichen Pflicht bedürfen und von der sie bei wirklicher treuer Pflichterfüllung auch wirkliche Erfahrung machen. Diese Freiheit bedeute, daß der Mensch in seinem Willen, in dem innersten Kern seiner Persönlichkeit, dem großen Kausalzusammenhange der beschränkten Welterscheinungen nicht unterworfen und eingeordnet sei, sondern Etwas von höherer, überweltlicher Kraft in sich trage. Wir Christen müßten diese Freiheitskraft als eine Gotteskraft würdigen, als ein Gnadengeschenk Gottes, durch das die Menschen prinzipiell zu Kindern Gottes und Bürgern eines höhern Lebens veranlagt und bestimmt sind. In dem Freiheitsbesitze nun liege eine allen Menschen zugängliche und verständliche Erfahrung von dem Heilswillen und -wirken Gottes. Wenn es darauf ankomme, solchen Menschen gegenüber, die noch nicht fromme Christen sind und noch nicht die innern religiösen Erlebnisse der Christen selbst gemacht haben, die Wahrheit des Christentums zu begründen, dann müsse man sie auf diese, von jedem Menschen im sittlichen Leben erfahrbare und erfahrne Freiheitskraft als auf einen Erkenntnisgrund für die Wahrheit der christlichen Gesamtanschauung hinweisen.

Hiergegen wendet sich nun Johannes Müller. Die Freiheit, von der ich rede, sei eine Illusion. Der Mensch habe zwar die ursprüngliche Empfindung einer Fähigkeit selbständiger Entscheidung und Bestimmung und damit der Verantwortlichkeit, also das Bewußtsein der Freiheit. Aber bei psychologischer Betrachtung stelle sich dieses Bewußtsein als ein trügerisches heraus. Die Willensentscheidung des Menschen falle nicht nach Freiheit, sondern nach Notwendigkeit aus. Die Vorstellung von der Freiheit sei aber auch gar nichts Wesentliches im Christentum, sondern eine Anschauungsform, an der nicht viel liegt. Man könne sie gut und gern missen. Wohl aber gebe es für die Christen ein durch Christus vermitteltes Erfahren Gottes im persönlichen Leben. Es bestehe in dem Vorgange der Erlösung, die wir erleben, in einer innern Befreiung, Erhebung, Verselbständigung des persönlichen Lebens, in einer eigentümlichen Stärkung und Klärung des Ich. Daß nur durch Christus, durch ihn aber wirklich dieses innere Erleben bewirkt werde, das sei eine Erfahrungsthatsache, auf die wir Jeden hinweisen können, eine empirische Grundlage unsers Glaubens, der sich Jeder experimentell vergewissern könne, vorausgesetzt, daß die für dieses Erlebnis notwendigen Vorbedingungen, Aufrichtigkeit und Einfachheit, in ihm vorhanden oder geschaffen worden seien.

Ich verstehe diese Anschauung Müllers sehr wohl. Ich verstehe sie geschichtlich, indem ich sie in Zusammenhang sehe mit der christlichen Lehrtradition von Augustin her, in der die Unfreiheit der durch die Erbsünde verderbten adamitischen Menschheit in schroffen Gegensatz gestellt wird zu der Freiheit der durch die Gnade Gottes erlösten Christen. Ich verstehe diese Anschauung auch psychologisch als Ausdruck des unvergleichlichen, absoluten Wertes, den der Christ der im Anschluß an Christus erfahrnen göttlichen Gnade beilegen zu müssen fühlt und den er herabzusetzen fürchtet, wenn er irgend etwas Andres, irgend etwas auch dem nichtchristlichen Menschen Zugängliches als diesem christlichen Gnadenbesitze vergleichbar und verwandt anerkennen würde. Ich verstehe die Anschauung auch in wissenschaftlicher Beziehung als bedingt durch das Streben, für die Wahrheit des Christentums eine solche Grundlage zu suchen, die völlig selbständig ist, unabhängig von den Theorien, Zweifeln und Ergebnissen des wissenschaftlichen Welterkennens. Aber trotz meines Verständnisses hege ich ernstliche Bedenken gegen diese Anschauung.

Dürfen wir so leicht, wie Müller es thut, dem Urteile derer zustimmen, die die Freiheit als leeren Wahn bezeichnen? Freilich, das verständige Denken kommt schnell zu dem Schlusse, daß es eine Freiheit des Willens nicht giebt und nicht geben kann. Wir sind eben durch die Natur unsers Denkvermögens dazu getrieben, Alles in kausale Beziehung zu einander zu setzen und kausal zu erklären — und der freie Wille fügt sich solchem kausalen Verständnis nicht. Man kann auch mit Bezug auf alle Willensentscheidungen des Menschen die psychologische Analyse so durchführen, daß für die Freiheit des Willens kein Raum bleibt. Selbstverständlich hat ja jede Willensentscheidung ihr zureichendes Motiv. Statt nun mit der Möglichkeit zu rechnen, daß dasjenige Motiv, dem praktisch Folge gegeben wird, durch die freie Energie des Ich seine ausschlaggebende Bedeutung erlangt hat, kann man immer voraussetzen, daß es gemäß seiner vorher gegebnen Größe den unfreien Willen des Menschen bedingt hat. Wenn man diese Betrachtungsweise für die allein giltige hält und um ihretwillen das lebendige und sich immer von neuem vordrängende Bewußtsein des Menschen von seiner sittlichen Freiheit und Verantwortlichkeit für eine Illusion erklärt, so möge man sich nur auch der Konsequenzen dieser Betrachtungsweise deutlich bewußt sein. Das ist nicht sinnvoll und konsequent, wenn man einerseits die Freiheit nicht anerkennt, weil sie ein „wunderbares" Vermögen wäre, und wenn man andrerseits doch Anerkennung fordert für das wunderbare Erlebnis der in den erlösten Christen wirksamen göttlichen Gnadenkraft. Dieselbe verständig-naturalistische Betrachtungsweise, dieselbe psychologische Analyse, aus der sich die illusorische Art des Freiheitsbewußtseins ergiebt, fordert auch, jenes religiöse Erlebnis der Christen als Illusion zu beurteilen. Wenn man aber trotz aller Einreden des verständigen Denkens und der naturalistischen Weltanschauung sich doch nicht an der Wirklichkeit der den Christen verliehenen göttlichen Gnadenkraft irremachen läßt, weil man eben diese Wirklichkeit innerlich erlebt, dann möge man auch nicht über das innere Erlebnis der Freiheitskraft beim sittlichen Handeln schnell absprechen. Allerdings, so beweisen läßt sich die Wirklichkeit der Freiheit nicht, daß jeder Zweifel des verständigen Denkens fortan verstummen müßte. Durch den Begriff der Freiheit und durch das Wesen des menschlichen Denkvermögens ist die Möglichkeit solcher exakten Beweisführung ausgeschlossen. Die Anerkennung der Freiheit bleibt immer ein Akt des Wollens, der Ueberzeugung, des Glaubens, geradeso wie die Anerkennung jener innern religiösen Erfahrungen, von denen fromme Christen wissen und zeugen. Darum wird auch der Streit um die Freiheit niemals in der Menschheit zum Austrag gebracht werden. Immer wieder werden sich Zweifel des verständigen Denkens erheben gegen eine solche Weltanschauung, die mit dem Vorhandensein höherer, überweltlicher Kräfte im Menschen rechnet und in der Entwicklung dieser Kräfte den eigentlichen Zweck der ganzen Welt findet. Und immer wieder wird der lebendige Eindruck von diesen geheimnisvollen höhern Kräften im Menschen protestiren gegen eine verständig-naturalistische Weltanschauung, die das Wirken solcher höhern Kräfte im Menschen axiomatisch ausschließt. Ich meine, die Christen hätten allen Anlaß, bei diesem großen Kampfe um die Weltanschauung sich auf die Seite des Idealismus zu stellen, der für die Anerkennung der Freiheit eintritt.

Oder hat das Christentum kein Interesse an dieser Anerkennung der Freiheit? Ist es den Christen für ihre christliche Anschauung gleichgiltig, ob die Menschen außerhalb des christlichen Gnadenstandes sittliche Freiheit haben oder nicht? Müssen sie etwa im Grunde dafür interessirt sein, daß von der Wissenschaft das Nichtvorhandensein von Freiheit bewiesen wird, weil dann auf der dunklen Folie dieser allgemeinen Unfreiheit der Menschen die Größe der göttlichen Gnade, die sich in den erlösten Christen erweist, um so herrlicher erstrahlt?

Gegenüber diesen Fragen will ich kurz die Punkte bezeichnen, an denen das Christentum gerade um der wesentlichen christlichen Anschauung und speziell um der rechten Anerkennung der Gnade Gottes willen für die Anerkennung der allgemein menschlichen Willensfreiheit interessirt ist.

Bei Leugnung der Willensfreiheit hört die Verantwortlichkeit des Menschen für seine Sünde, hört der Schuldcharakter der Sünde auf. Zum Wesen der christlichen Anschauung aber hat von Anfang an die Betonung des Schuldcharakters und der Strafwürdigkeit der Sünde gehört, und zwar nicht nur der Sünde wiedergeborner Christen, sondern auch der Sünde von Juden und Heiden. Wenn man aber den Schuldcharakter der Sünde aufhebt, mindert man den Wert der sündenvergebenden Gnade Gottes. Wohl hat sich die christliche Lehre seit Augustin bemüht, bei der Behauptung der völligen Unfreiheit der adamitischen Menschheit zum Guten doch zugleich den Schuldcharakter der unfrei begangnen Sünde aufrecht zu erhalten. Aber gelungen ist dieses Bemühen nicht, und gelingen kann es nicht.

Bei Leugnung der Willensfreiheit fällt für den noch nicht Christ gewordnen Menschen die Verantwortlichkeit fort für den Glauben oder Unglauben, den er gegenüber der Predigt des christlichen Evangeliums bewährt. Zum Wesen der christlichen Anschauung, freilich nicht der katholischen, wohl aber der im Evangelium Jesu selbst und des Paulus gegründeten, gehört der Gedanke, daß für die Erlangung der durch Christus verkündigten und gewährleisteten Gnadengüter Gottes die einzige, aber auch unumgängliche Bedingung in dem Glauben oder dem eignen sehnsüchtigen Verlangen und Zugreifen des Menschen nach der Gnade Gottes liegt. Dieser Gedanke verliert seine eigentliche Bedeutung, wenn der prinzipielle Glaube bei der Bekehrung nicht als Akt eines freien Willens aufgefaßt wird, sondern selbst als eine Gnadenwirkung Gottes, und zwar als eine solche, die ohne die Bedingung jenes Verlangens und Zugreifens dem Menschen verliehen wird. Der Unglaube gegenüber der Predigt des Evangeliums aber erscheint dann nicht als eine Schuld des ungläubigen Menschen, sondern als Folge des Nichtergriffenseins von jener den Glauben wirkenden Gnade Gottes. Das heißt: die Schuld des Unglaubens der Menschen fällt schließlich auf Gott, dessen Gnadenwille und -wirken beschränkt ist.

Die Anerkennung der Willensfreiheit der Menschen bedeutet aber auch nicht eine Einschränkung der Gnade Gottes, eine Aufhebung ihrer absoluten Art und Größe. Wir müssen das wunderbare Vermögen der Freiheit in den Menschen vielmehr würdigen als ein erstes Geschenk der zuvorkommenden Gnade Gottes an sie, als ein Geschenk, in dem sie durch Gott eines Keimes göttlichen Lebens teilhaftig gemacht sind. Zum Wesen der christlichen Anschauung gehört die Erkenntnis des Vaterseins Gottes, seiner auf ein großes Reich von Gotteskindern abzielenden väterlichen Liebe. Diese Vaterliebe Gottes faßt man dann noch nicht am höchsten auf, wenn man sie sich verwirklichend denkt in der Herstellung unfreier Geschöpfe, denen er die Eigenschaften, die er bei seinen Kindern haben will, nur suggeriren kann. Vielmehr faßt man sie dann am höchsten auf, wenn man sie sich bethätigend denkt in der Herstellung freier Wesen, die in ihrer Freiheit zwar die Möglichkeit zur Sünde haben, aber zugleich die Möglichkeit zu einem solchen selbständigen Ergreifen und Haben des von Gott gewollten Guten, durch das sie sich zu selbständigen Liebescharakteren nach dem Bilde ihres himmlischen Vaters entwickeln können und sollen.

Endlich aber wird durch die Anerkennung der allgemeinen menschlichen Willensfreiheit auch nicht die Anerkennung des absoluten Wertes des durch Christus gebrachten und im Anschlusse an ihn zu erlangenden Gnadenheils beeinträchtigt. Wie den Menschen erst durch Christus ihre Bestimmung zur Gotteskindschaft offenbart ist, so gewinnen sie auch erst als seine Jünger, im gläubigen Trachten nach dem von ihm offenbarten Heile, den vollen Besitz der göttlichen Gnadenkraft, die volle Entwicklung in der Gotteskindschaft. H H Wendt

Vom Uebernatürlichen

In der Christlichen Welt sind einmal die Worte gefallen: „Für jeden, der auf die erhabne Gesetzmäßigkeit sowohl des ganzen Weltgeschehens als des Christentums Wert legt, ist das absolute Wunder aus logischen und religiösen Gründen schlechterdings unannehmbar.“*) Wir brauchen nur an diese Worte anzuknüpfen, so haben wir schon der Hauptsache nach Tendenz und Tragweite des jüngst erschienenen Buches von Paul Chapuis, Professor der Theologie und Pfarrer in Cherbres-Lausanne, gekennzeichnet. Die durch die Entschiedenheit des Standpunktes und die Klarheit der Sprache gleich ausgezeichnete Schrift, Du Surnaturel betitelt (Lausanne, Payot 1898), verfolgt den Zweck, in der Frage des Wunders das religiöse Gefühl mit dem modernen Empfinden zu versöhnen, und ist von der Ueberzeugung getragen, daß echter Glaube und lebendige Frömmigkeit von der Wahrheit, d. h. hier von den sichern Errungenschaften der wissenschaftlichen Psychologie, der Religionsgeschichte und der historischen Kritik nichts zu fürchten haben, wenngleich vielfach alte und neuere Ueberlieferungen dabei in die Brüche gehen und umgewandelt werden müssen. Erst wenn sich die christliche Kirche, nicht bloß in der Theorie, wozu schon Ansätze vorhanden sind, sondern besonders in der Praxis, von jeder äußern Wunderautorität freigemacht oder, besser gesagt, erst wenn sie den Wunderbegriff gehörig verinnerlicht haben wird, kann sie wieder, wie in frühern Jahrhunderten, die Führerin der Gewissen werden, der Gewissen, die jetzt vielfach gerade aus Religion das überkommne Religionssystem als unmöglich entweder außer acht lassen oder verwerfen. Dies, bei aller Kühnheit und Schärfe, der Reiz und apologetische Wert des Buches. Wenn auch in den letzten Jahren in Deutschland andre religiöse Probleme in die Vorderseite der Meinungskämpfe getreten sind, als innerhalb des Protestantismus französischer Zunge, so ist doch auch bei uns die Frage „Was dünkt euch vom Wunder?“ noch nicht zur Ruhe gekommen und harrt der Lösung, wie ein Gespenst, vor dessen flatternder Gewandung Mancher zurückschreckt, oder wie ein Kampfpanier, das in der dunkeln Scheide unentfaltet schläft, der Erlösung wartend. Beide, Gespenst und Panier, hat Chapuis mit kräftigem Rucke ans Licht gezogen. Schon hat sich darob drüben ein Schreckens- und Kampfesgeschrei erhoben. Wir wollen von dem gehaltreichen Buche Gelegenheit nehmen, etliche Gedanken über das Wunder zu entwickeln.

Du Surnaturel, d. h. „vom Uebernatürlichen“ überschreibt Chapuis seine Arbeit, und nicht „vom Wunder,“ einerseits offenbar um die groben Mißverständnisse zu vermeiden, zu denen der letztere Ausdruck Anlaß giebt, und um den Gebrauch desselben möglichst einzuschränken, andrerseits um dem religiösen Interesse sein volles Recht zu lassen. Das Uebernatürliche ist Gebiet und Objekt der Religion. Von ihr gilt, was der fromme Meyfart von dem Herzen singt, das sich nach dem himmlischen Jerusalem sehnt: „Weit über Berg und Thale, weit über blaches Feld schwingt es sich über alle und eilt aus dieser Welt.“ So sucht und findet die Religion über die Natur hinaus, über den Menschen und seine natürliche Bedingtheit hinaus, den Schöpfer der Natur und des Menschen, und außerhalb dieser Sphäre des Uebernatürlichen mag die Religion gar nicht leben. In der blühenden Rose, im funkelnden Sternenhimmel sieht der lebendige Glaube, gleichgiltig gegen die erforschten und unerforschten Gesetze der Botanik und der Astronomie, gleichgiltig gegen die Bedingungen z. B. des Kräuselns der rosigen Blätter oder des Blinkens der Gestirne, „Wunder“ der göttlichen Allmacht und Weisheit. Denn für das religiöse Gemüt endet nicht etwa das Gebiet des Wunders da, wo das Wissen anfängt, oder beginnt nicht da, wo das Wissen aufhört. Dem Glauben ist Alles Wunder, weil er überall Gott sieht, der Alles in seiner treuen Hand hält und mit seiner gewaltigen Kraft lenkt. Sofern der Ausdruck Wunder dieses Gebiet des Geistig-Uebernatürlichen bezeichnet, ist ihm die weiteste Verbreitung zu gönnen, und das Recht, an Wunder zu glauben und vom Wunder zu zeugen, wird der Menschheit verbleiben, solange die Religion steht, d. h. solange die Menschheit selbst besteht.

Ein Interesse am Wunder hat also lediglich das religiöse Gefühl. Es ist daher ganz in der Ordnung, wenn der Widerspruch gegen das Wunder sich in dem Maße steigert, als der religiöse Trieb sich mit andern ihm fremden Rücksichten verquickt oder vor ihnen zurückweicht. Manchmal freilich wird schwer zu

*) Christliche Welt 1897, Nr. 47, Sp. 1107.

entscheiden sein, auf welche Seite das größere Gewicht fällt, ob auf den bekenntnisfrohen Glauben oder auf das Geständnis, daß die Grenze des Wissens erreicht sei. Wo das Auffällige eines Ereignisses dem freien religiösen Gefühle nur den äußern Anlaß bietet, auf ein Wunder zu schließen, da wird gegen dieses Urteil nichts einzuwenden sein. Wir werden gerne solche Thatsachen Wunder nennen, die sich durch merkwürdige und unerwartete Umstände auszeichnen und vom gewöhnlichen Verlauf der Dinge in Natur und Geschichte so sehr abheben, daß der Fromme darin Gottes Walten besonders deutlich erkennen zu müssen glaubt. Sobald aber die Rücksicht auf das „Wie" des Geschehens stärker wirkt und in dem religiös interessirten Beobachter die Sorge um die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Erklärung mitzusprechen beginnt, dann liegt die Gefahr nahe, daß dergleichen Ereignisse mehr um ihrer Besonderheit willen unter die Wunder gerechnet werden, als wegen des positiven Suchens nach Gott. Die Zustimmung zu dieser Art des Wunderglaubens nimmt dann in dem Maße ab, als die Grenzen der wissenschaftlichen Erkenntnis weiter rücken und das Gebiet des Auffälligen und Ungewöhnlichen vor dem Lichte der Forschung zusammenschrumpft.

Wenn nun vollends das Wunder, wie gewöhnlich geschieht, als eine Thatsache definirt wird, bei der Gott die Naturgesetze durchbricht oder durch eine höhere Ordnung ersetzt und unmittelbar wirkt, Definitionen, die der Religion immerhin eine gewisse Summe naturwissenschaftlicher Kenntnisse zumuten, da lehnt sich das religiöse Gefühl gegen diese Vermischung grundverschiedner Interessen auf. Eigenart der Religion ist es ja, überall, ungeachtet der Mittelursachen, Gottes unmittelbares Wirken zu behaupten und aufzudecken und nicht erst abzuwägen, in wie weit der Naturzusammenhang, den die Wissenschaft nach eigner Methode zu untersuchen hat, die That Gottes zuläßt oder ausschließt. Andrerseits lehnt sich auch das im modernen Menschen erstarkte wissenschaftliche Gefühl gegen die, wenn auch nur negativ sich äußernden, naturwissenschaftlichen Anmaßungen der Religion auf und verlangt, daß ihm allein die Entscheidung überlassen bleibe, was als Naturgesetz auszurufen sei, und was zur Zeit, als noch unklar und ungenügend erforscht, der wissenschaftlichen Eingliederung in die Gesetze des Geschehens harren müsse. So bringt erst die bewußte Unterscheidung zwischen Glauben und Wissen und die Auseinanderhaltung ihrer eigentümlichen Gegenstände und Methoden etwas Licht in das wirre Problem des Wunders und ermächtigt uns, einerseits das Wunder im subjektiven Sinne als mit der Existenz der Religion schon gegebne Notwendigkeit mit voller Energie zu behaupten, andrerseits das objektive oder absolute Wunder, das in widernatürliche Bestimmungen ausartet, anzuzweifeln und als gegen die natürliche gottgewollte Ordnung verstoßend abzulehnen.

Der christlichen Religion, wie ihrem Stifter, ist Gott Geist, freier Geist. Nicht bloß wo für die Betrachtung der Ereignisse der Natur und des Menschenlebens der Faden des Zusammenhangs reißt und der dunkle Einzelfall beginnt, der oft, sonderbar genug, ein „eklatantes" Wunder genannt wird, sucht der Fromme kraft seines Glaubens den göttlichen Geist und erkennt ihm Selbständigkeit und Freiheit zu: dasselbe thut er auch im gewöhnlichen Leben, das dem Gesetz der Notwendigkeit unterliegt. Auch da überspringt der Glaube die Mittelursachen und das eherne Gesetz und sucht den freiwählenden Gesetzgeber. Denn auch unter dem Gesetz dürstet die Liebe nach dem lebendigen Gott.

Liegt aber nicht in dieser Unbezwingbarkeit des Gott suchenden Triebes eine Gewähr für die Wahrung der heiligen Interessen, die in der Frage des Wunders auf dem Spiele stehen, nämlich Gottes Souveränität und Freiheit, auch wenn die heutige Wissenschaft, und wir können hinzufügen, auch die heutige biedere, gesund populäre Lebensauffassung, die Gesetzmäßigkeit alles Geschehens betont und auf diese Gesetzmäßigkeit hin alles Thun und Lassen einrichtet? Warum dann davor zurückschrecken, wenigstens in Gegenwart solcher Zuhörer und Leser, die Schale und Kern der Dinge zu unterscheiden wissen, zu behaupten, daß gewisse uns überlieferte Wunder zwar das Interesse an Gottes Gegenwart und Machtentfaltung mit Urgewalt ausgedrückt haben, aber in einer uns nicht mehr geläufigen Einkleidung und Form; daß wir bereit sind mit den

Evangelisten und Aposteln in besonders eigentümlichen, auffallenden, alle Erwartungen übertreffenden Thatsachen Gottes Finger, d. h. des himmlischen Vaters eingreifende Liebesmacht zu erkennen, nicht aber ihre durch den Zeitgeist bedingte Ueberzeugung teilen, daß diese Ergebnisse der göttlichen Einwirkung auf einem Wege erzielt seien, der die Naturordnung durchkreuze?

In den gewöhnlichen Apologien des Wunders vermißt man zu oft die rechte Würdigung des Unterschiedes zwischen der Geistesverfassung der frommen Zeugen, die in frühern Jahrhunderten Wunder erlebten und berichteten, und der Geistesrichtung der heutigen religiös interessirten Generation. Einerseits waren sich die Alten nicht, so wie wir, der Grenzen und Gesetze des eignen Denkens bewußt, andrerseits kannten sie nicht die Naturgesetze, wie wir sie kennen, sie hatten nicht den überwältigenden Eindruck von ihrer Unverbrüchlichkeit, wie wir ihn haben und unauslöschlich in unserm Bewußtsein tragen. Wir sagen nicht, daß der Begriff von der Unverletzlichkeit der Naturordnung eine Errungenschaft der Experimentalmethoden bedeute. Er lebte lange vor dem Aufschwung der Wissenschaft in der Form der Intuition, zumal der religiösen, im Geiste der Menschen und wurde von der frommen Betrachtung als Treue und Zuverlässigkeit Gottes gedeutet, z. B. Jes. 40, 26 und Matth. 5, 45; 6, 26. 28. Wir sagen nur, daß der ungeahnt großartige Erfolg der exakten Wissenschaften jenen Begriff erst zur Geltung eines philosophischen Prinzips gebracht und zum Gemeingut aller Denkenden erhoben hat. Durch sich selbst ist die fortgesetzte, noch so genaue Beobachtung der Phänomene niemals imstande, die Stabilität auch nur eines Naturgesetzes nachzuweisen. Jede Induktion versagt. Es könnte sich immer noch ein Fall ereignen, der das bisher Erkannte umstieße oder modifizirte. Wer die Gesetzmäßigkeit des Geschehens auf die alleinige wissenschaftliche Untersuchung gründen wollte, der müßte z. B. mit demselben Rechte leugnen, daß, wenn er zehntausend Mann hat vorbeimarschiren sehen, die mit Magazingewehren bewaffnet waren, der folgende Mann ein Gewehr eines andern Modells oder eine Lanze tragen dürfe. Die Gesetze der Natur sind unverbrüchlich, nicht weil die Wissenschaft, die sich oftmals nicht zu bescheiden weiß, es behauptet, sondern aus einem tiefern Grunde. Es gäbe nämlich keine Wissenschaft, wenn nicht die Unverletzlichkeit der Naturgesetze dem menschlichen Geiste schon vor aller wissenschaftlichen Erfahrung als deren Voraussetzung feststünde, zwar nicht als Lehrsatz, aber als unbewußte Wahrheit, als logische innere Notwendigkeit, die aller Verstandesarbeit zu Grunde liegt und von der Vernunft unzertrennlich ist. Chapuis sagt: der Begriff des Gesetzes ist ein andrer Name für die Vernunft. Denn nur unter der Form des Gesetzes vermögen wir das Verhältnis der Dinge zu einander zu begreifen.

Die Auflehnung gegen das Gesetz der Vernunft bedeutet den Verzicht auf die Einheit des geistigen Lebens und führt, grundsätzlich betrieben, zum geistigen Selbstmord. Es liegt in der Natur der Sache, daß die katholische Kirche, die den Glauben an das absolute, physische Wunder mit Sorgfalt pflegt, von ihren Gliedern das Sacrificium intellectus fordert und dadurch nicht bloß die Selbständigkeit der Religiosität und der Sittlichkeit, sondern überhaupt den Fortschritt der Kultur hemmt. Die Vernunft weigert sich anzuerkennen, daß Wasser Wein sein könne und Rotwein Blut, daß physischer Tod und physisches Leben einander nicht ausschließen, daß ein Leib, der sich nach Menschenart nährt, nach Gespensterart durch verschlossene Thüren dringe. Die Gesetze unsers Geistes gestatten uns nicht, die Wirklichkeit solcher Wunder zu fassen. Ein physisch Uebernatürliches giebt es für uns nicht und kann es innerhalb des Rahmens unsers Horizonts nicht geben, so wie ihn Gott uns umschrieben hat. Ueber diesen Horizont aber hinaus zu wollen, ist ein unfruchtbares und inhaltsloses Unterfangen. Diesen Ergebnissen kann sich nur verschließen, wer die Bedingungen der menschlichen Erkenntnis verkennt. Da diese Bedingungen dem Zeitalter, dem wir die bedeutendsten, unsre Aufmerksamkeit fesselnden Wundererzählungen entnehmen, unbekannt geblieben sind, so ist es nicht zu verwundern, wenn die Berichte über außerordentliche Ereignisse Farben angenommen haben, die unser nüchternes Auge be-

fremden, während sie dem Auge der damaligen Welt gefällig und lieb waren. Uebrigens spannen bei weitem nicht alle überlieferten Wunder unsre Vernunft auf die Folter. Es sind ihrer verhältnismäßig wenige, deren Ueberlieferung das neuzeitliche Gefühl mit Unbehagen vernimmt, und die immer noch die leidenschaftlichste Debatte umtobt. Auch Jesus war ein Kind seiner Zeit. Für ihn wie für die Schriftsteller des Alten und Neuen Testaments waren die Grenzen des Mysteriösen und des Mirakulösen fließende; wir haben gelernt, das Geheimnis vom Wunder zu unterscheiden. Dem Meister und seinen Jüngern war die wissenschaftlich erprobte Kenntnis des Naturzusammenhangs noch nicht zugänglich; wir haben einen Blick in dessen wunderbare Ordnung werfen dürfen. Mit Jesus und durch ihn glauben wir an Gottes lebendige Wirksamkeit, jedoch nur innerhalb des Rahmens der von Gott bestellten, als unabänderlich erkannten Gesetze. Wo uns Zeugnisse von Gottes Wirken begegnen, die die Anschauung verraten, daß der geordnete Lauf der Dinge durchbrochen, umgebogen oder aufgehoben worden sei, da stehen wir nicht an, diese Anschauung auf die Rechnung einer naiven unbeaufsichtigten Psychologie und einer noch unentwickelten Naturkenntnis zu setzen. Wir versuchen sie historisch zu verstehen, vertreten sie aber nicht mehr. Die Kraft der religiösen Deutung aber, die aus jenen Wunderberichten zu uns spricht und Gott die Ehre giebt, verwerten wir zu unsrer eignen Befestigung im Glauben. Nur so gewinnen wir freie Bahn, um uns die Einheit des Glaubens und Denkens zu wahren und Andern den Stein des Anstoßes, der ihnen den Zugang zum Heiligsten des Christentums verlegte, zu heben. Gustav Kopp

---

John White Chadwick, ein Unitarierprediger

Eine eigenartige Stimme kam vor wenigen Jahren von jenseits des großen Wassers zu uns herüber. Zum erstenmale wurden Kanzelvorträge des Predigers an der zweiten Unitarierkirche zu Brooklyn (N.-Y.), Chadwick, verdeutscht.*) Chadwick ist 1840 zu Marblehead in Massachusetts, dem Staate, in dem die Antitrinitarier am verbreitetsten sind, geboren und hat an der Universität Cambridge in diesem Staate studirt. Seine Gemeinde hängt an ihm mit großer Verehrung; es beweist dies der Umstand, daß sie von seinen Kanzelvorträgen jährlich acht in Broschürenform drucken läßt. 250000 Exemplare sind davon bereits durch die Welt gegangen und in ganz Amerika und Australien, neuerdings auch in Rußland und Deutschland gelesen worden. Auch die vorliegende deutsche Uebersetzung scheint bereits in Deutschland Wurzel geschlagen zu haben; dem Berichterstatter ist das Buch aus einem Privatlesevereine zugegangen, der es unter seinen Mitgliedern umlaufen läßt.

Schon aus einer Einleitung: „Warum ich Unitarier bin"**) erfahren wir den Standpunkt des Predigers. Mit Leib und Seele gehört er seiner Kirchengemeinschaft an, weil die drei Grundsätze des Unitarismus lauten: 1. Jeder hat das Recht und die Pflicht, seine freisten Gedanken bei den höchsten Dingen anzuwenden, mithin sich ein eignes Glaubensbekenntnis zu bilden; 2. desgleichen das Recht und die Pflicht, die Vernunft zum entscheidenden Prüfstein für die Wahrheit zu machen, also Nichts zu glauben, was nicht vernunftgemäß ist; 3. der Charakter ist wichtiger als das Glaubensbekenntnis, die Lebensführung wichtiger als der Glaube. Wenn demnach Chadwick jedem formulirten Glaubensbekenntnis abhold ist und die nach dieser Richtung in seiner Kirchengemeinschaft gemachten Versuche tadelt, so findet er doch außer den genannten Grundsätzen auch einige Glaubenssätze darin vorherrschend, ja allgemein. So die Lehre von der Einheit Gottes, die aber jetzt viel mehr bedeute als in den Tagen der ersten Unitarier, die damit bloß den Widerspruch gegen die kirchliche Dreieinigkeitslehre aussprechen wollten.

*) Religion ohne Dogma. Sechs Vorträge von John White Chadwick. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Alexander Fleischmann. Berlin, Bibliographisches Bureau, 1891. 2,50 Mk.

**) Ein Aufsatz von Chadwick aus New-York-Preß vom 21. Dezember 1890.

Ferner die Lehre von der Würde der menschlichen Natur, die durch die Darwinsche Theorie nur bestätigt und vertieft sei. Die Unitarier hätten die Darwinsche Theorie völlig angenommen und seien darin allen andern Sekten vorangegangen. Wir werden später sehen, daß diese Theorie für Chadwick der Angelpunkt seiner ganzen Weltanschauung ist. Auch wo die Unitarier nicht in sich übereinstimmten, walte überall das Streben nach vernunftmäßiger Anschauung vor, und selbst um dieser Verschiedenheiten willen sei er eins ihrer begeisterten Glieder. Mit Stolz zählt er die großen Namen auf, die aus seiner Kirchengemeinschaft hervorgegangen sind: Priestley, Channing, Parker, Longfellow und viele Andre.

Tiefer führt uns der erste der vorliegenden Vorträge in Chadwicks Anschauung hinein: „Das Wesentliche in der Religion." Der Redner geht von dem bekannten Spruche aus: In allem Wesentlichen Einheit, im Unwesentlichen Freiheit, in Allem aber Liebe. Dieser Spruch sei ausgezeichnet, wenn man nur wüßte, was wesentlich und unwesentlich sei. Es gab eine Zeit, da man die fünf Hauptartikel des Kalvinismus oder andre Glaubensbekenntnisse für das Wesentliche hielt. Diese Zeit sei längst vorüber. Dann habe man die Bibel als Glaubensregel betrachtet, auch darüber sei man jetzt hinaus. Jetzt hielten Manche Jesum für das Wesentliche in der Religion, für den Abglanz der Herrlichkeit Gottes und Gottes persönliches Ebenbild.

> Aber wir haben keine Spur von Grund für den Glauben, Jesus von Nazareth sei in einem ganz besondern Sinne eine Offenbarung des Geistes und Herzens Gottes gewesen.

Andre seien bescheidner in ihren Ansprüchen und meinten, es sei wesentlich, Jesus als den höchsten Religions- und Morallehrer anzuerkennen. Doch auch dies müsse man ablehnen. Vieles von den in den Evangelien enthaltenen Lehren Jesu könne man nicht annehmen:

> Der Kommentar, den die allgemeine Geschichte giebt, ist entschieden gegen die Empfehlung der Sorglosigkeit, Widerstandslosigkeit, freiwilligen Armut und gegen die Anpreisung des Cölibats, die gerade in diesen Teilen des Neuen Testaments, in denen wir den wirklichen Lehren Jesu am nächsten kommen, so vorherrschend sind. (S. 38)

Ja nicht einmal der Glaube an einen persönlichen Gott und an persönliche Unsterblichkeit könne als das Wesentliche der Religion gelten, obwohl Chadwick für sich selber das Prädikat „persönlich" für geeigneter hält als das Prädikat „unpersönlich" und dem Glauben an eine bedingte Unsterblichkeit huldigt.

> Aber die Gottesidee sowohl als die Idee der Unsterblichkeit ist außerordentlich elastisch. Sie nimmt auf, was man in sie hineinlegt. An und für sich ist sie nicht religiöser als die Idee von der Schwerkraft. Wie diese ist sie eine kosmische Idee. Wenn sie heilige Scheu, Verehrung, Anbetung, Vertrauen und Treue enthält, dann bedeutet sie Religion, sonst nicht. Ein Mensch kann in formaler und intellektualer Beziehung ein Gottgläubiger sein und doch sehr wenig oder keine Religion haben. Ebenso kann ein Mensch sich dieses Glaubens enthalten, ja sich sogar einen Atheisten nennen lassen und nichts desto weniger tief religiös sein. Denn Religion ist ein hehres, zartes, heiliges, ernstes, vertrauensvolles Gefühl unsers Verhältnisses zu der Summe des Lebens, zu dem Gesetze des Universums. (S. 46)

Das Wesentliche in der Religion ist daher die Liebe zu Allem, was schön, das Streben nach Allem, was wahr, der Wille zu Allem, was gut ist.

Für die hohe rednerische Begabung des Predigers ist besonders der zweite Vortrag kennzeichnend: „Glaube und Leben." Nach diesem Titel erwartet man eine Darlegung darüber, wie aus der Quelle des Glaubens ein sittliches Leben quillt. Statt dessen erhalten wir eine Auseinandersetzung darüber, wie in unsern Glaubensanschauungen Vieles enthalten ist, was keine Bedeutung mehr für das Leben hat.

> In der Nähe meines Hauses steht ein Haus, mit der Rückseite nach der Straße und in einem recht unschönen Winkel zu ihr. Das ist ein solches reliquienartiges Ueberbleibsel. Es stand früher, wie es sich gehört, mit der Vorderseite an einer alten Landstraße, die Landstraße wurde verlegt, das Haus aber blieb stehen. So giebt es Hunderte von Glaubens- und von Lebensregeln, die an geistigen und moralischen Landstraßen der Welt stehen; aber diese haben neue Richtungen genommen, und die Glaubens- und Lebensregeln stehen nun im falschen Winkel zu den neuen Richtungen. (S. 53)

Er bekennt, daß er selber erst allmählich ein Stück veralteten Glaubens nach dem andern habe abstreifen können:

Als ich die Universität verließ, dachte ich, ich wäre ein gründlicher Gegner des Supranaturalismus. Ich hatte nun zwar ein neues Haus, aber es war voll von altem Geräte, das offenbar zu meinem neuen Hause nicht paßte, und ich habe mich die ganze Zeit bemüht, das alte Geräte los zu werden, das arme alte Rokokomobiliar — obgleich es mir manchen Schmerz verursacht hat, mich von diesem oder jenem Stück zu trennen, da es doch bequemer war und nicht ohne gemütliche altmodische Schönheit. Ich darf mir sogar jetzt noch nicht schmeicheln, daß meine ganze Einrichtung vollständig harmonisch wäre. Ich werde im Gegenteil nicht selten von einem oder dem andern lieben Freunde aufmerksam gemacht, daß einige Stücke meines neuen Hausgeräts recht alt und schäbig seien und gegen andres zeitgemäßeres umgetauscht werden müßten. Das kann wohl sein, und wenn es so ist, hoffe ich den nötigen Mut zum Umtausch zu haben. Ich habe vom Anfang bis zum Ende manches Glaubensstück aufgegeben, von dem ich glaubte, daß, wenn ich es aufgäbe, mein Leben ohne dasselbe nie wieder so gut und friedlich werden würde, als es gewesen. Aber der Erfolg widerlegte meine Befürchtung. Keine Lücke ist bis jetzt entstanden, die nicht mit etwas Bessern ausgefüllt worden wäre. Vögel mit schönern Liedern und stärkerm Fluge sind in die verlassenen Nester eingezogen. Und so, zweifle ich nicht, wird es fortgehen bis zu meinem Ende. (S. 62 f.)

Wir haben schon vorher gehört, wie Vieles Chadwick als veraltete Glaubensanschauung über Bord geworfen haben will:

Selbst der ausgesprochne Glaube der Freisinnigeren, daß wir in der Bergpredigt den erhabnen Geist der Sittlichkeit hätten, ist zum größten Teile ein Ueberbleibsel.

Auch die Annahme, daß das Gebet uns besser macht, sollen wir ablegen. Wohl gehöre zu dem Allen ein gewisser Mut. Aber die ehrwürdigen Mächte, die die geordnete Schönheit des Universums aus einer Nebelwolke hervorgerufen hätten, die das Menschengeschlecht aus tiefer Roheit zu der Höhe seines gegenwärtigen Wissens, seiner Kraft und seiner Liebe gebracht hätten, würden uns weiter führen und uns nicht in den Urschleim und in die Nebelwolke zurückschleudern.

Uebergehen wir die drei folgenden Vorträge: „Das große Gebot," „Positive und negative Theologie," „Die gute neue Zeit" und hören noch zum Schlusse aus dem sechsten Vortrage „Religion trotz Alledem und Alledem" die letzten Konsequenzen aus der Anschauung des Redners. Diese Rede ist durch allerlei Angriffe auf die Religion, namentlich eines Obersten Ingersoll, veranlaßt worden. Es spricht sich hier eine innige Empfindung für Religion aus, die sich mitunter zu dichterischem Schwunge erhebt, wie denn Chadwick in Amerika auch um seiner gedruckten Gedichte wegen gefeiert ist. Es sei unberechtigt, wenn Darwinianer von dem frühern religiösen Leben des Menschen als von einer großartigen Thorheit und Schwäche sprächen.

Nichts war in jenen Zeiten großartiger, das religiöse Leben der Menschheit war kein bescheidner Nebenfluß, es war der Hauptstrom der Menschheit. Der religiöse Faktor war überall der vorwiegende, der packendste. Man nehme ihn weg aus der Geschichte, und sie wird ein unlösbares Rätsel; Religion war das Lebensblut für Gemeinden und Staaten, die Mutter aller Litteraturen, Künste und Institutionen. (S. 133)

Freilich hat die Religion der Vergangenheit, auch das geschichtliche Christentum viel zu verantworten, aber die Religion wird mit der Menschheit wachsen und vollkommner werden:

Es wird eine Religion geben, wann eine Zeit kommt, wo Moses und Jesus vergessen sein werden, als hätten sie nie gelebt. Der Mensch und das Weltall werden bleiben, und solange diese bleiben, muß es eine Religion geben, eine bewußte Beziehung der kleinern Wesenheit zur größern. Die christliche Theologie ist nur eine einzelne Darstellung dieser Beziehung in Gedankenausdrücken — eine vielfach unvollkommne Darstellung. Die christliche Religion ist nur eine einzelne Darstellung dieser Beziehung in Gefühls- und Handlungsausdrücken — gleichfalls eine vielfach unvollkommne Darstellung. Stellen wir das Weltall und den Menschen einander gegenüber, so muß eine solche Beziehung bestehen; besteht sie mit Bewußtsein, so ist sie Religion. (S. 138)

Und hier erfahren wir am deutlichsten, daß der Prediger die höhere Gestaltung des Unitarismus im Monismus findet.

Es giebt nicht einen Gott und eine Natur, Gott ist Natur. Es giebt nicht einen Gott und ein Weltall, Gott ist das Weltall. (S. 141)

Religiös sein heißt ein Bürger des Weltalls sein, nicht im Teil, sondern im Ganzen verweilen, sich verwandt fühlen mit der ehrfurchtgebietenden Gesamtheit aller Dinge. (S. 143)

Chadwicks Anschauung ist also die des monistischen Pantheismus, der sich Gott als die in und mit der Materie werdende Substanz des Universums denkt. Es sei die Frage dahingestellt, ob sich die Darwinsche Theorie, worin der Verfasser eine neue Offenbarung der Religion erblickt, mit der Religion und dem Christentume verträgt, die Akten sind meiner Meinung nach über diese Frage noch nicht geschlossen. Doch das leuchtet ein, daß der Uebersetzer das Buch mit Unrecht als „Religion ohne Dogma" bezeichnet. Er hätte sagen müssen „Religion vom Standpunkt des als unfehlbares Dogma angenommnen Darwinistischen Monismus."

Es ist ferner zu behaupten, daß diese „Religion ohne Dogma" weder die Erfahrung des Christen, noch die Vernunft jedes Denkers befriedigen wird. Die Erfahrung des Christen redet von einem lieben himmlischen Vater, der das Weltall erschaffen hat und erhält, der uns alle unsre Sünden vergiebt und uns mit Gnade und Barmherzigkeit krönt. Sie weiß, daß von Jesus einzigartige Wirkungen auf die Welt ausgegangen sind und noch immer ausgehen, und kann unmöglich Jesus auf eine Stufe mit Darwin und andern großen Männern stellen. Es ist bezeichnend für Chadwick wie für den Pantheismus überhaupt, daß die Worte „Sünde" und „Gnade" bei ihm so gut wie gar nicht vorkommen, daß Alles auf die fortschreitende Kraft des Menschen oder, was dasselbe besagt, des Universums gestellt ist.*)

Auch wird nicht jeder denkende Mensch dies System als das allein vernunftgemäße ansehen. Es wird Denker genug geben, die es vorziehen, den Stoff aus dem Geiste, statt den Geist aus dem Stoffe hervorgehen zu lassen, die es ablehnen, sich beide ursprünglich in- und miteinander vorzustellen, die das zeitliche Werden als einen Ausfluß eines ewigen Seins, aber nicht das zeitliche Sein als einen Ausfluß eines ewigen Werdens denken mögen. Gewiß ist die Vorstellung Gottes nach dem Bilde einer menschlichen Persönlichkeit etwas Unvollkommnes. Aber wie Chadwick selber sagt, die vollkommne Vorstellung darf nicht unter diesem Bilde bleiben, sondern muß darüber hinausstreben. Eine Naturkraft ist aber eine niederere Daseinsform als eine Persönlichkeit mit Selbstbewußtsein und Willen; so darf Gott nicht nach dem Bilde einer Naturkraft gedacht werden.

Freilich gestehen wir unserm Prediger nicht bloß rednerische Begabung, die die schwierigsten religionsphilosophischen Probleme in volkstümlicher spannender Form zu behandeln weiß, auch nicht bloß eine dichterische Phantasie, sondern auch religiöses Empfinden zu. Auch bei unvollkommner Anschauung kann religiöses Gefühl und fromme Gesinnung bestehen bleiben. Sein Weltbild ist mit dem eines Goethe und andrer großer Geister an der Wende unsers Jahrhunderts verwandt. Auch Schleiermacher hat in seinen „Reden" die Religion als „Sinn und Geschmack für das Unendliche" bezeichnet. Doch darüber ist die Entwicklung der evangelischen Theologie längst hinausgeschritten. Hoffen wir, daß auch Chadwick und dem von ihm vertretenen modernen Unitarismus eine gleiche Entwicklung beschieden sei.

Franz Jacobi

Die Religion der Drusen

2

Die Drusen zerfallen in zwei Hauptklassen, in die der ʻUkkāl, der Weisen, Gelehrten, Eingeweihten, und in die der Dschuhhāl, der Ungelehrten, Unwissenden. Das ist eine Einrichtung, die wieder auf den Zusammenhang mit persischen Religionsanschauungen und gnostisch-mystischen Sekten des Orients hinweist. Nach Aussage der Drusen selbst giebt es jedoch nur wenige ʻUkkāl, die im vollen Besitz der wunderbaren Geheimlehre der drusischen Religion sind. Daher unterscheiden sie thatsächlich, wie auch manche Gnostiker des Altertums, drei Klassen ihrer Glaubensgenossen. Die erste umfaßt die wirklich geistig gerichteten ʻUkkāl, die in enger Gemeinschaft mit Gott leben. Zur zweiten zählen solche, die freilich stark mit Irdischem vermischt sind, aber noch gerettet werden können. Zur dritten Klasse gehören die wirklichen Dschuhhāl, die dem völligen Untergange anheimfallen, weil sie dem göttlichen Gesetze ungehorsam

*) Dieser Gott, der erst selber in der denkenden Seele „hervorquillt," wird schwerlich dem Sünder Vergebung, dem Schwachen Kraft gewähren.

gewesen sind und sich von dem Willen des Fleisches haben beherrschen lassen; sie werden zur Hölle verdammt.

Es wird allgemein anerkannt, daß die drusischen ʿUkkâl ein ernstes, moralisches Leben führen und sich besser halten als viele christliche Priester. Sie kleiden sich einfach, trinken und rauchen nicht und führen keine häßlichen Reden. Ihre Hauptbeschäftigung besteht darin, die hundert und elf Episteln von Hamse, die in sechs Bände eingeteilt sind, zu lesen und auswendig zu lernen. Ferner leiten sie die regelmäßigen Zusammenkünfte am Donnerstag Abend, die auf einem hochgelegnen einsamen Platze in sehr einfachen Gebäuden (Chalwe) stattfinden. Die ʿUkkâl und Dschuhhâl nebst den Frauen vereinigen sich dort. Nachdem die Häupter der ʿUkkâl die Zuhörer gelehrt und ermahnt haben, halten sie noch eine besondre Zusammenkunft unter sich ab, um die Zeichen der Zeit zu besprechen, deren Eintreffen das Erscheinen von Hamse und El-Hakem verkünden. Denn die Drusen erwarten gerade jetzt mit großer Sicherheit und Spannung das Kommen ihres Messias von China her, da die Frist von neunhundert Jahren, die nach Hamses Prophezeiung vor seiner Wiederkunft in menschlicher Gestalt verstreichen müssen, jetzt ihrem Ende entgegengeht. Waldmeier fragte einst einen der ʿUkkâl: Wenn die erwartete Wiederkunft Hamses oder El-Hakems nun nicht eintrifft, was wird dann aus euch? Der ʿUkkâl antwortete: Unser nächstes Ziel ist dann der Protestantismus. Aber wie könnt ihr Protestanten werden, antwortete Waldmeier, da diese doch an den gekreuzigten Heiland Jesus Christus glauben? Das gerade ist der Stein des Anstoßes für uns, sagte der drusische Scheich; denn unsre Bücher sagen uns, daß euer Messias, der von den Juden gekreuzigt wurde, ein falscher Messias ist, und daß der wahre Messias, unser Hamse, damals in Zacharias lebte. Aber wenn er in ein paar Jahren nicht erscheint, so ist unsre ganze Religion ein Irrtum. In diesem Falle können wir nichts Besseres thun, als uns der englischen protestantischen Kirche anschließen; wir sind aber sicher, daß der wahre Messias bald erscheinen wird.

Den Drusen ist von manchen Reisenden und Schriftstellern nachgesagt worden, daß sie ein Kalb in ihrem Kultus verehrten. Aber das ist ein Irrtum, der vielleicht auf einer Verwechslung beruht. Sie nennen nämlich Ali Ibn Abu Talib den Ochsen und Muhammed das Kalb, um sie damit als Unwissende, als Verkörperungen des bösen Geistes zu bezeichnen. Die Drusen sind Feinde von Götzendienst jeder Art. Das war eine der Ursachen, die sie zur Feindschaft gegen die griechischen und maronischen Christen des Libanon trieben, infolge deren wiederholt scheußliche Massenmorde begangen worden sind, z. B. im Jahre 1860.

Die ʿUkkâl befördern den Unterricht der Frauen. Sie lehren sie lesen und schreiben und teilen ihnen die heiligen Geheimnisse ihrer Religion mit. Ich besuchte oft das Haus eines ʿUkkâl und war erstaunt über das Verständnis, das die drusischen Frauen in religiösen Dingen an den Tag legten. Sie unterscheiden sich in dieser Beziehung vorteilhaft von den christlichen Frauen auf dem Libanon, die gewöhnlich zu unwissend und zu gleichgiltig sind, um auf religiöse Gespräche irgend welcher Art einzugehen.

Die mittlere Klasse zwischen den höhern ʿUkkâl und den Dschuhhâl ist in religiösen Dingen nicht sehr unterrichtet. Bekannt ist ihnen vor allem der Unterschied zwischen dem wahren und dem falschen Messias. Hierauf scheint demnach großer Wert gelegt zu werden. Es ist beachtenswert, daß eine ähnliche Lehre über den wahren und falschen Christus im zwölften Jahrhundert im Süden von Frankreich bei den Albigensern und Katharern verbreitet war. Sie lehrten, daß der wahre Christus nicht der von den Juden gekreuzigte sei, sondern der, der auf dem galiläischen Meere wandelte und durch die geschlossene Thüre zu den Aposteln eindrang mit den Worten: Friede sei mit euch! Dies Zusammentreffen ist wahrscheinlich so zu erklären, daß die Albigenser und Katharer mit demselben Sektenherde im Orient zusammenhingen, mit dem auch die Religion der Drusen sich berührt hat.

Die Drusen glauben, daß Gott alle sichtbaren und unsichtbaren Dinge vermittelst der allgemeinen Vernunft geschaffen und aus dem guten und bösen Stoff, der aus ihr hervorging, den Menschen gebildet habe, wie wir ihn jetzt kennen: eine Mischung von Licht und Finsternis, Gut und Böse, Recht und Unrecht. Da die Drusen an Hamse glauben, von dem das wahre Licht herrührt, so sind sie demgemäß der Meinung, mehr Licht zu haben als andre Leute, und vermöge gerade ihrer Erkenntnis der Wahrheit den Sieg über Finsternis und Lüge erringen zu können. Sie meinen, daß Gott im Anfang die gleiche Anzahl von Menschen geschaffen habe, die sich jetzt auf der Welt findet, sogar in Bezug auf Geschlecht, Alter, Beschäftigungen und Fähigkeiten, für jeden Körper eine Seele, für jede Seele einen Körper, und daß die Seele eines Sterbenden sofort in den Körper dessen übergeht, der gerade in demselben Augenblick geboren wird. Diese Veränderung nennen sie Lebewohlsagen oder ein andres Hemd anziehen. Die Seelen aber wandern von Körper zu Körper nur unter den Bekennern ihrer eignen Religion. Kein Bekenner einer andern Religion kann jemals ein Druse, und kein Druse kann in Wirklichkeit das Glied einer andern Religionsgemeinschaft werden. Sollte dies einmal dem äußern Anschein nach der Fall sein, so hat der Betreffende sich nur den Verhältnissen gefügt; im Herzen ist er unverändert geblieben. Von einem solchen Vorgang sagen sie, die eigne Religion sei gleichsam der Körper des Menschen, die fremden Religionen nur die Kleider; der Körper bleibe derselbe, das Kleid könne man je nach den Umständen, der Mode oder dem Klima wechseln. Als Ibrahim Pascha 1832 Syrien eroberte, wechselten viele Drusen äußerlich ihre Religion, bezeichneten sich als Christen und ließen sich taufen, um sich der Militärpflicht zu entziehen; aber nach dem Abzuge Ibrahim Paschas kehrten die getauften Drusen zu ihrer Religion zurück.

An den Weltuntergang glauben die Drusen nicht, weil sie die Ewigkeit der Materie behaupten. Dennoch haben sie eine ausgebildete Eschatologie. Die glorreiche Herrschaft und die vollkommne Seligkeit beginnt mit der Wiederkunft El-Hakems, Hamses und ihrer Genossen. Bis dahin rechnen die Drusen von der Erscheinung El-Hakems in Ägypten im Jahre 400 der muslimischen Zeitrechnung (= 1009/10 nach Chr.) 900 Jahre. Da nun die Muslimen jetzt*) das Jahr 1302 schreiben, so sind die 900 Jahre thatsächlich vorübergegangen, ohne daß die Wiederkunft des von den Drusen erwarteten Messias eingetreten ist. Die Zeichen der Wiederkunft El-Hakems und Hamses sind nach ihrer Aussage der Sturz des chinesischen Kaiserreichs und der große Krieg zwischen den europäischen christlichen Mächten und den Muhammedanern, die die heilige Stadt Jerusalem entweiht haben. Die Armeen der christlichen Könige werden gegen Mekka ziehen und dort mit den Muhammedanern kämpfen. Ein abessinischer König, der den Namen Johannes trägt, nach den Büchern der Drusen eine Verkörperung des Teufels, wird um die gleiche Zeit von seinen Bergen herabsteigen, mit seinem gewaltigen Heere von Christen das Rote Meer überschreiten und gegen Mekka vorrücken, um den christlichen Königen Europas bei der Vernichtung der Muhammedaner zu helfen. Während dieses Krieges wird die Schreckensnachricht aus dem Osten kommen, daß der Drusengott El-Hakem und Hamse mit seinen vier Helfern (Mittlern) aus China mit zahllosen Scharen heranrücke. Voll Furcht und Entsetzen werden die Christen und Muhammedaner zu einander sagen: „Was können wir Besseres thun, als Friede mit einander schließen und uns beide diesem großen, ruhmvollen König El-Hakem übergeben?“ El-Hakem und Hamse werden sodann mit unwiderstehlicher Macht Besitz von Mekka ergreifen, die Christen und Muhammedaner werden mit ihren Armeen in hilfloser Angst zittern, weil der Tag des Gerichts angebrochen ist. Am zehnten Tage des Monats Dhu'l-Hiddsche (Wallfahrtsmonat) soll dies Gericht vor sich gehen. El-Hakem wird in derselben menschlichen Gestalt erscheinen, in der er vor 900 Jahren in Kairo erschienen war, wird seinen Sitz auf dem Dache der Kaʿba, des schwarzen Steines von Mekka nehmen und zu den um ihn versammelten christlichen, muhammedanischen, jüdischen und heidnischen Völkern also sprechen: „Ich bin jetzt zehnmal in mensch-

*) Der Verfasser hat sein Buch von 1896 datirt.

licher Gestalt erschienen, um euch durch meine Herablassung zu lehren, daß ihr an mich, den wahren Gott, und an Hamse, den wahren Messias glauben solltet; aber ihr wolltet meine Gebote nicht hören, deshalb habt ihr die Strafe für eure Thorheit zu tragen." Dann wird El-Hakem einen furchtbaren Gewittersturm und ein Erdbeben hereinbrechen lassen, durch das die Muhammedaner, Christen, Juden, sowie die ungläubigen Drusen und Heiden samt der Stadt Mekka von der Oberfläche der Erde vertilgt werden, ohne eine Spur zu hinterlassen.

Nach diesem furchtbaren Gerichte wird sich der Drusengott mit Hamse und seinen vier Helfern nach dem Hauran begeben, um dort seine Gläubigen zu versammeln und ihnen herrlichen Lohn für ihre Treue zu geben. Insgesamt werden sie dann nach dem Libanon hinaufziehen, wo sich die Drusen freudetrunken mit dem himmlischen Heere vereinigen werden. Nun beginnt der Siegeszug nach Aegypten. Sie führen mit sich ihren alten Gegner, den Teufel, genannt Harrat Ibn Tarmach aus Ispahan in Persien, dessen Seele zuerst in Adam war, dann von einem Körper in den andern wanderte, bis er in Muhammed und schließlich in Johann, dem König von Abessinien, seine Wohnung aufschlug. Unterwegs, zwischen Ramle und Lydda in Palästina, wird der Teufel getötet, indem man ihm den Kopf über einer goldnen Schüssel abschneidet. In prächtigem Triumphzug wird El-Hakem mit seinem ganzen Gefolge in Kairo einziehen und dort ein neues Strafgericht halten über alle die, die bei der Vernichtung der Christen und Muhammedaner nicht zugegen waren. Die Muhammedaner, Christen und Juden werden damit gestraft, daß sie schwere Lasten von Blei, Eisen und Glas in ihren Ohren tragen müssen, die sie im Sommer durch Hitze und im Winter durch Kälte quälen. Die größte Strafe ist indessen den Drusen vorbehalten, die im Anfange glaubten und nach dem Verschwinden Hamses in Unglauben zurückfielen.

Die Weltgeschichte ist nun am Ziel! Der Drusengott herrscht auf seinem machtvollen, prächtigen Throne und wohnt leibhaftig unter seinen Gläubigen in Kairo. Hamse, der wahre Messias, empfängt Macht und Ehren, gleich einem Kaiser. Seine vier Helfer oder Mittler gleichen Königen, jeder gläubige Druse ist wie ein Fürst. Die vier Helfer werden die ganze Welt durchstreifen, den Reichen und Königen ihr Gold, ihr Silber und alle Schätze nehmen und alle Ungläubigen, die etwa noch am Leben sind, töten. Dann werden sie zurückkehren nach Kairo, wo die Reichtümer zum Genusse der Drusen aufgehäuft werden. Die Drusen werden die obern Gemächer von herrlichen Palästen bewohnen, während die Christen, Juden und Muhammedaner als ihre Sklaven hart und ohne Lohn für sie arbeiten müssen. Sie sollen wenig zu essen und nicht genug zu trinken haben, obgleich der Nil ganz nahe ist. Auch Kleider wird man ihnen nicht geben, und außer ihren Diensten bei Tag und Nacht müssen sie den Drusen noch einen großen Tribut zahlen. Ihre größte Strafe indessen wird sein, daß ihrer Haut ein schrecklicher Geruch entströmt, der aber nur ihnen selbst und nicht den Drusen lästig sein wird. Jeder Druse wird hundertundzwanzig Jahre alt, ohne etwas von seiner natürlichen Kraft einzubüßen. Dann kommt ein süßer Traum über ihn, während dessen seine Seele ohne Schmerzen in einen andern drusischen Körper übergeht, der gerade um diese Zeit, ebenfalls ohne Schmerzen, geboren wird. In diesem Körper wird er wieder hundertundzwanzig Jahre leben. So geht es ununterbrochen weiter, jene Welt hat kein Ende! Auch die Lage der Christen, Juden, Muhammedaner und Heiden wird immer die gleiche bleiben. Sie werden stets die Sklaven der Drusen sein, ihre Seelen werden unter Schmerzen und Qualen von einem elenden Körper in den andern übergehen.

Das ist es, was Theophilus Waldmeier aus seinem Verkehr mit den Drusen über ihre Religion zu erzählen weiß. Er zollt ihren körperlichen und geistigen Vorzügen alle Anerkennung und meint, gerade deshalb solle man ihnen eine bessere Religion wünschen als diesen armseligen Wahn. A M (G)

Ein Vormittag in Heidelberg

Aus alter Liebe und auf Zureden von Freund Bode fuhr ich am 27. vorigen Monats nach Heidelberg hinüber, um mich vom heutigen Stande des Kampfes wider den Trunk zu überzeugen. Der Verein mit dem häßlichen Namen und der guten Tendenz, der „Deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke," hielt dort seine sechzehnte Jahresversammlung. Ich hatte unter dem Druck meiner jungen Amtserfahrung einst als sächsischer Dorfpfarrer das Aufkommen des Vereins mit großer Freude begrüßt, auch zur Förderung seiner Bestrebungen in meiner Gemeinde treue Helfer gefunden, deren ich noch heute dankbar gedenke. Der Krieg wurde dem Dämon Alkohol mutig erklärt, es gab bewegte Zeiten im Dorf, denkwürdige Versammlungen, einen Verein von etlichen sechzig Mitgliedern. Aber es war leichter, den Kampf aufzunehmen als nachhaltig zu siegen. Die Wunderwirkungen, die das erregte Interesse des Volkes von dem neuen Beginnen erhoffte oder fürchtete, blieben aus. Manches wurde ja besser; aber ich erfuhr, daß die schlichte Erfindung des Flaschenpatentverschlusses, die in eben jene Zeit fiel, dem Schnapsverbrauch bessern Abbruch that durch siegreiche Einfuhr leichtern Bieres, als alles aufgewendete moralische Pathos und eine auf die Dauer doch nicht zu haltende Vereinsgründung.

Dennoch — es reut mich nicht. Und was ich nun in Heidelberg wollte, war: mich überzeugen vom glücklichen Fortgang der Sache im Großen. Vierzehn Jahre wohl lagen dazwischen, seit ich das letztemal einer solchen Hauptversammlung des Vereins beigewohnt hatte. Unter einer Fülle sonstiger dringender Pflichten hatte ich dem Verein kaum noch eine jeweilige Aufmerksamkeit bewahrt. Nun tagte er im Rathaussaale von Heidelberg. Die Weinberge und Buchenwälder des rechten Neckarufers grüßten durch die hohen Fenster. Die ganze Vergangenheit Heidelbergs protestirte gegen das Unterfangen, hier die Fahne der Mäßigkeit aufzupflanzen. Unweit war der Holländer Hof, da hat nach des Hausvaters Ansel oft wiederholtem Bericht „der Dichter Scheffel gedichtet und gesoffe." Ueber uns auf der Schloßterrasse ehrt ihn dafür ein wohlgelungnes Standbild. Der Genius Loci war gegen dies Konzil. Aber der Saal war überfüllt, und die Redner führten ihre Waffen scharf und sicher.

„Die Trinksitten der besitzenden und gebildeten Stände" war das Thema. Ausgezeichnet sprachen beide, Professor Theobald Ziegler aus Straßburg und Otto von Leixner aus Berlin. Jener mit großem Ernst aus der unmittelbaren Erfahrung des Universitätslehrers heraus besonders über die studentischen Unsitten, dieser, äußerst temperamentvoll, that einen festen Griff in das Treiben der obern Gesellschaftskreise. Die weitere Besprechung konnte nur Zeugnis an Zeugnis reihen. Ich hörte noch unter anderm den einstigen Botschafter in Rom, von Keudell, den Heidelberger Psychiater Professor Kräpelin und den unverwüstlichen Pfarrer Lic. Weber aus München-Gladbach, der auch diesem Verein seit seinen Anfängen die eifrige Teilnahme bewahrt hat. Er war es, der auf ein Mene mene tekel hinwies, das den ganzen Verhandlungen einen gar ernsten und wirksamen Hintergrund gab. Vor wenig Wochen trat ein junger Fuchs aus Wiesbaden bei den Heidelberger Sachsoborussen ein. Man kam ihm drei Päpste vor, d. h. er mußte vierundzwanzig Ganze trinken.*) Er kam nur bis zum achten Glas und starb noch in derselben Nacht.

So besteht das Uebel in seiner ganzen Furchtbarkeit fort trotz fünfzehnjähriger Thätigkeit des Vereins. Dennoch geht es siegreich vorwärts auf der ganzen Linie. Gerade nachdem ich der Arbeit so lange fern gestanden habe, hatte ich den lebhaften Eindruck davon. Zu den alten treuen Vorkämpfern sind neue gekommen. Die Aerzte treten mehr und mehr aus ihrer Zurückhaltung heraus. Wenn dieser Stand wüßte, was für ungeheure Reichtümer an Macht und Einfluß in seine Hände gelegt sind! Und wenn er die zum Wohle der Menschheit gewissenhaft ausnutzen wollte! Ich habe in voriger Nummer darauf hingewiesen, wie im Kampfe wider die Unzucht wir ohne die Aerzte nicht vorwärts kommen, sie aber die furchtbarsten Waffen dagegen in

*) Kundige werden merken, ob ich mich in dieser Angabe irre; der betrübende Thatbestand bleibt dennoch.

der Hand haben. Sie müssen voran, ebenso im Kampfe wider den Trunk. Es fielen bittere Worte gegen die Aerzte, aber es muß doch anerkannt werden, dank den Aerzten kommen wir auch voran. Hier in Frankfurt sind die bedeutendsten Mediziner Enthaltsame. Schärfer wie Kräpelin in Heidelberg that, kann man die Trinkthorheit nicht geißeln. Aber eben er war es, der unsre Aerzte damit entschuldigte, sie seien bisher auf der Universität über die verwüstenden Folgen des Alkoholgenusses kaum unterrichtet worden! Nun dann wird es hohe Zeit, daß unsre medizinischen Fakultäten überall und gründlich darin ihre Schuldigkeit thun!

Worauf unsre Laienprediger beide, Ziegler und Leixner, hinauskamen, war dies, daß sie für die Ausschweifungen der heutigen Jugend die Eltern verantwortlich machten. In der That, wenn unsre jetzt heranwachsende Generation gegen die Versuchungen der Unmäßigkeit und Unzucht weniger widerstandsfähig ist als die vorhergehende, woran im großen und ganzen leider kein Zweifel sein kann, so fällt die Schuld dafür auf die vorhergehende. Frühzeitige Gewöhnung der Kinder an Bier und Wein ist in den verflossenen Jahrzehnten mächtig eingerissen — unter der Assistenz, ja der Befürwortung der Hausärzte natürlich —, und die gesteigerte Genußsucht in Familie und Geselligkeit hat als Beispiel der gottgegebnen Autoritäten auf die Jugend verderblich wirken müssen. Die Predigt auf den Kanzeln ist dawider ohnmächtig gewesen, sie erreicht heute die, die es nötig haben, nicht mehr. Laienprediger sind dafür in Schriften und Versammlungen aufgetreten und haben Umkehr geboten. Sünde und Not sind groß, aber Gott erweckt immer wieder Arbeiter dagegen. Verkennen wir nicht die glückverheißenden Zeichen der Zeit, die in dieser redlichen Arbeit uns winken. Legen wir mit Hand an, daß das Werk fortgehe. Als Christen sollen wir doch nicht auf einer Erlösung ausruhen, die vor Zeiten geschehen ist, sondern ihre Wahrheit damit beweisen, daß wir aus ihr unsre besondre Kraft schöpfen, der Menschheit Jammer vollends brechen zu helfen.*) R

Verschiedenes

Fridtjof Nansen. Ein Sang von August Sperl. München, C. H. Beck, 1898. In farbigen Umschlag geheftet 3,50 Mk., gebunden 4,50 Mk.

In dem Dichter der „Söhne des Herrn Budiwoj" hat der norwegische Wiking seinen Skalden gefunden. Nansens mutige, zähe Thatkraft hat viel Begeisterung in den stammverwandten deutschen Herzen wachgerufen, und alte Augen haben geleuchtet, wenn sie an stillen Winterabenden von seinen Fahrten durch Flut und Schnee gelesen haben. Es ist recht und billig, daß Thaten, die so in vielen Herzen wiederklingen, auch ihr Echo in der Dichtkunst finden. Der Dichter — mit Tiecks Wortspiel — ist einer, der das Leben verdichtet, der die Ereignisse und Thaten, soweit sie dem Gemüt wertvoll sind, gestaltet. Er stellt seinen Helden in ein höheres Licht und lehrt seine Zeit mit Dichteraugen sehen. Sperl bereichert unsre Litteratur dadurch, daß er sich einen zeitgenössischen Helden wählt und eine That, die unsrer Teilnahme näher steht als die Gegenstände unsrer sonstigen modernen Epen. Freilich ist die Behandlung des Dichters zum Teil eine mehr lyrische oder auch didaktische, wo man mehr die Kraft epischer Gestaltung gewünscht hätte. Dennoch kommt auch diese zur Geltung, und starke, wirkungsvolle Bilder entstehen vor unsern Augen, belebt durch Gestalten, zu deren Schöpfung der Dichter seine Phantasie mit der der altnordischen Mythologie verschmilzt. Verständnis und Liebe für Heldengröße hat den Dichter begeistert, und eine große, ideale Weltanschauung ist der Hintergrund, von dem sich seine Helden abheben. Heine

Historische und praktische Theologie. Oeffentliche Antrittsvorlesung, in der Aula der Universität Basel am 24. Juni 1898 gehalten von Professor Dr. theol. W. Bornemann. Basel, R. Reich. 31 S. 80 Pfennige.

Wilhelm Bornemann, einer der vier Begründer unsrer Zeitung, ist Ostern dieses Jahres aus seinem wichtigen und gesegneten Arbeitsfelde in Magdeburg als Professor nach Basel übergesiedelt. Er hat dort Kirchengeschichte und Praktische Theologie zu lesen. Der Auftrag ist insofern wie für ihn gemacht, als er sich einstens in Göttingen für Kirchengeschichte habilitirt und dann in Magdeburg als Lehrer, Prediger und Vorsteher des Kandidatenkonvikts die Theologie praktisch betrieben hat. So schöpft er nun auch aus dem Vollen, wenn er in seiner Basler Antrittsvorlesung die beiden Disziplinen in ihrem Sichfliehen und Sichsuchen schildert. Die kritische Erforschung der Vergangenheit der Kirche wird von Vielen heute als eine Bedrohung ihres gegenwärtigen Bestandes empfunden. Bornemann verkennt die vorliegenden Nöte nicht; aber viel größer ist ihm der gegenseitige Gewinn, den die wissenschaftlich erkannte Geschichte und die Praxis des christlichen Lebens in der Gegenwart einander zu bringen haben. In diesem zweiten positiven Teil liegt der Wert des Vortrags. Daß er mehr etwas Programmatisches hat, als daß er selbst schon Wandel zum Bessern schaffte, liegt in der Bestimmung des Vortrags. Zuweilen erkennt man mit Vergnügen den Verfasser der „Unzulänglichkeit des theologischen Studiums" wieder, wenn auch die Erhabenheit des akademischen Tones allen jugendlichen Uebermut ausgetrieben hat. Man wird aber dafür reichlich entschädigt durch die ruhige Beherrschung der geistigen Situation, die diese Ausführungen atmen. Umso erfreulicher ist der getroste Mut, mit dem der Verfasser in die Zukunft schaut. Er sagt im Schlußwort u. a.: „Wir haben von mancherlei Schwierigkeiten geredet, vor die gegenwärtig die christliche Gemeinde, das Amt und die theologische Wissenschaft gestellt ist. Die Mehrzahl dieser Schwierigkeiten erklären sich aus dem ungeheuern Umschwung, den alle Lebensverhältnisse im Laufe dieses Jahrhunderts durchgemacht haben. Jene Schwierigkeiten sind nicht die Merkmale einer nahen Auflösung, sondern die Geburtswehen einer neuen Zeit. Besser ist es, solche Schmerzen und Mühen erdulden, als stumpf dahinsiechen am Marasmus senilis."

Hoffentlich findet unser Freund in seinem akademischen Amt mehr als unter der übermäßigen Arbeitslast seiner Magdeburger Stellung die Muße, unserm Blatte wieder die Mitarbeit zu leisten, die er ihm als einer seiner Väter schuldig ist. R

Ueber Pastor Idel gingen uns infolge des sympathischen Artikels in Nr. 28 viele Zuschriften zu, auch von warmen Anhängern der Gemeinschaftsbewegung, die von der Führerschaft Idels oder der Repräsentation ihrer Sache durch ihn nichts wissen wollen. Indem ich wiederholt betone, daß mir jede persönliche Bekanntschaft mit dem Manne fehlt, entnehme ich den verschiednen Zuschriften Folgendes:

Idel, geboren 1850, stammt aus Köln, aus einer einst wohlhabenden, dann verarmten Kaufmannsfamilie. Er hat in Bonn studirt, war Zivilerzieher am Kadettenhaus in Bensberg, dann Pfarrer in der Gemeinde Honrath bei Bonn, 1879 bis 1884, von wo er nach Velbert, Niederberg, übersiedelte. Ueber die Oberfläche einer Examenstheologie ist er sicher nicht hinausgekommen; in den Kreisen seiner Amtsbrüder fiel er auf durch die Naivetät seines Denkens, die aber stets zu Worte kommen wollte. Auch wurde er viel geneckt seiner Eitelkeit wegen. Als Student schloß er sich nicht etwa den Theologen an, sondern hielt sich zu einer patenten Verbindung, dem Juristenverein; auch später trat in seiner äußern Lebenshaltung derselbe Zug hervor. An seiner Lauterkeit zweifelt Niemand. Seine Auffassung von der Sündlosigkeit wird bis in die Gemeinschaftskreise hinein als krankhafte fixe Idee beurteilt.

Ueber Idels gegenwärtige Thätigkeit berichtet ein Zeitungsausschnitt, der uns unter dem Poststempel Brügge, Westfalen, zuging: „In der Mirker Badeanstalt fand gestern Nachmittag gegen $^{1}/_{2}3$ Uhr durch den Prediger Idel wieder eine Taufe statt. Diesmal waren es sieben Knaben und vier Mädchen im Alter von etwa sieben (!) bis vierzehn Jahren, die durch diese Handlung in den Bund der von Idel im vorigen Jahre gegründeten Gemeinde aufgenommen wurden. Eine große Schar Schaulustiger hatte gegen Zahlung von zwanzig Pfennigen Eintritt in die Badeanstalt erhalten. Ueber die Art der Handlung haben wir bereits früher berichtet. Ein Momentphotograph sorgte sogar für einige photographische Aufnahmen."

Ich bemerke noch, daß man in Gemeinschaftskreisen auch Pastor Dammann vielfach nicht als Führer angesehn wissen und für sein Auftreten nicht verantwortlich gemacht werden will. R

Die erste Irrenanstalt im Orient. Derselbe Theophilus Waldmeier, dem wir die merkwürdigen Mitteilungen über die Religion der Drusen in dieser und der vorigen Nummer verdanken, widmet die ganze Kraft seines jugendfrischen Alters dem Zustandekommen einer Irrenanstalt auf dem Libanon. Fast zwei Jahre lang hat er mit seiner Gattin Europa und Nordamerika bereist, Herzen und Mittel für das großartig gedachte Werk zu gewinnen. Ueber die Not, die gelindert werden soll, haben wir in Nr. 32 unsers vorigen Jahrgangs ergreifenden Bericht gebracht. (Exemplare dieser Nummer sind bei dem Herausgeber noch unentgeltlich zu haben.) Heimgekehrt nach Syrien hat Waldmeier mit seinem Executive Committee in Beyrut sofort einen herrlich gelegnen Platz erworben, auf dem auch bereits Baulichkeiten sich befinden, die mit für das Asyl verwertet werden können. Es besteht die Absicht, einen schweizer, deutschen, englischen und amerikanischen Pavillon zu errichten. Wollen unsre Freunde fortfahren, dazu mitzuhelfen, denn es fehlt zu dem deutschen Pavillon noch ein Beträchtliches. Wir werden über den Fortgang der Sache berichten. Möge dies Zeugnis christlicher Barmherzigkeiten hell hineinleuchten in das muhamedanische Land! R

---

*) Weitere Bekanntschaft mit der Mäßigkeits- sowohl wie mit der Enthaltsamkeitsbewegung vermittelt gern der Geschäftsführer des Deutschen Vereins, Dr. Wilhelm Bode in Hildesheim. Ich habe oben berichtet, als ob in Heidelberg nur geredet worden wäre. Ich stand eben vornehmlich unter dem Eindruck der Reden. Aber unser Freund Bode wird uns gewiß einmal gern einen Artikel darüber schreiben, was im Kampfe gegen den Alkohol heute alles gethan wird.

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Quittung

Für das notwendige Liebeswerk (vergl. Nr. 12): 50 Mk. von Freunden in Magdeburg (Näheres folgt); 14 von dem Jünglings- und Männerverein in Oberkaufungen; 50 Pf. von P M, Mylau.
Für die Erdarbeiter (vergl. Nr. 30): 10 Mk. gesammelt in einer Bibelstunde der St. Jakobi-Gemeinde in Berlin.

Herzlichen Dank! D H

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde der Christlichen Welt
Versammlungen

Eisenach! Donnerstag den 6. Oktober abends 6 Uhr Vorversammlung: „Die Christliche Welt inmitten der heutigen kirchlichen und theologischen Lage." Freitag den 7. früh 9 Uhr Hauptverhandlung über „Das Evangelium der Reformation und die Gegenwart." Referent Professor Loofs. Beide Versammlungen im Gewerbehause, nahe dem Theater. Am Nachmittag des 6. (und 7.) Zusammentreffen auf der Wartburg.

Programm
des
wissenschaftl. Ferienkursus ev. Geistlichen
aus Rheinland und Westfalen
in Bonn, am 20., 21. und 22. September 1898.

Dienstag, den 20. September. Von 11 Uhr an: Professor D. Sell: „Pietismus und Erweckung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts." Professor Lic. Meyer: „Das Reich Gottes im Neuen Testament." — Abends $8^{1}/_{2}$ Uhr: Besprechung des Vortrages von Professor D. Sell.

Mittwoch, den 21. September. Von $8^{1}/_{2}$ Uhr an: Professor Lic. Meyer wie oben. — Professor D. Ritschl: „Ueber die Beziehungen zwischen Theologie und Psychologie." — Abends 7 Uhr: Besprechung des Vortrages von Professor Lic. Meyer.

Donnerstag, den 22. September. Von $8^{1}/_{2}$ Uhr an: Professor D. Ritschl wie oben. Besprechung.

Im Evangelischen Gemeindehause, Neugasse 2.

Freies Unterkommen im Evangelisch-theologischen Stift, Weberstraße 46. Anmeldungen an den Inspektor des Stifts, Herrn Professor Lic. Meyer. **Evangelische Theologen aus Rheinland und Westfalen, sowie aus den benachbarten Provinzen sind herzlichst eingeladen.**

Der zeitige Vorstand:

Superintendent Müller in Düren, Vorsitzender. Professor D. Grafe, z. Dekan der evangelisch-theologischen Fakultät. Pastor Bleibtreu, Lic. theol., Bonn. Pastor em. Fay in Krefeld. Pastor Lappe in Bielefeld. Pastor Schnapp, Lic. theol., Dortmund.

Ein gebildetes und arbeitstüchtiges junges Mädchen (ca. 25 Jahre) als Hilfe im Hauswesen und bei der Kinderpflege zum 1. November oder früher in ein christliches Haus (Professor der Theologie) gesucht. Einige Kenntnisse in Sprachen und Musik erwünscht. Gehalt nach Uebereinkunft. Meldungen mit Zeugnissen und Bild einzusenden unter N. N. 92 an die Exped. d. Bl.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 400.— an. von ℳ 70.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph, Giessen 162.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Von
P. Chapuis,
Pfarrer und Professor der Theologie in Chexbres-Lausanne,
sind in der
Zeitschrift für Theologie und Kirche
folgende Abhandlungen erschienen:

Der Glaube an Christus. (V. Jahrg., 4. Heft.)
Die Anbetung Christi. (VII. Jahrg., 1. Heft.)

Preis des einzelnen Heftes M. 1.50.
Preis des ganzen Jahrganges von 6 Heften M. 6.—.

Christliche Erziehung und gründliche Nachhilfe erhalten Gymnasiasten oder Realschüler bei einem Oberlehrer. Anfragen unter **H. O. W.** durch die Expedition dieses Blattes.

Vollständige Jahrgänge „Christliche Welt" (1891—97) sowie „Chronik der christlichen Welt" und „Evangel. Blätter" sind in mehreren Exemplaren billig abzugeben. Anfragen an stud. theol. Schmidt, Halle a. S., Gr. Brauhausstr. 12.

Zum Jubiläum der Innern Mission
erscheint vom 1. September ab im Verlage von **Trowitzsch & Sohn in Berlin:**
Habt die Brüder lieb!
Eine Sammlung von **Predigten und Ansprachen aus allen Gebieten der Innern Mission** unter Mitwirkung von Propst Becker, D. v. Bodelschwingh, Heinersdorff, Jeremias, Jsermeyer, Keller, Superintendent Krückeberg, Superintendent Lonicer, Ohly, Hofprediger a. D. Stoecker, Hofprediger Wendlandt und vielen anderen hervorragenden Predigern hrsg. v. **H. Wittenberg,** Pastor an der Gethsemane-Kirche zu Berlin.

Das Werk erscheint in 5—6 Lieferungen zu je 5 Bogen à Lieferung 1 Mk. Die erste Lieferung wird am 1. September ausgegeben; sie enthält Predigten über Innere Mission allgemeinen Inhalts und dürfte für die Festgottesdienste, die überall in der evangelischen Kirche zum Jubiläum der Innern Mission gehalten werden, als willkommene Handreichung begrüßt werden.

Zell im Wiesenthale (bad. Schwarzwald).

Staatlich konzessionierte **Privattöchterschule** verbunden mit **Familienpensionat.** Junge Mädchen vom 10. Jahre an finden sorgfältige Pflege und Erziehung, gediegene Ausbildung in Wissenschaften, Sprachen und Musik. Angenehmes Familienleben. Schöne, gesunde, waldreiche Gegend. **Frl. M. u. S. Baumgartner.**

Nähere Auskunft erteilen gerne die Herren Seminardirektor Dr. H. Oeser und Professor A. Thoma — Karlsruhe; Stadtpfarrer H. Specht — Zell i. W.

Palmer, Kappus & Cie., Orientreisen.
Jerusalemsfahrt
zur Einweihung der Erlöserkirche
in Gegenwart S. Majestät des deutschen Kaisers.
Grösste Bequemlichkeit. **Billige Sonderfahrten** von 20, 32 und 40 tägiger Dauer. Land- u. sachkundige Führung.
Preis von **600** ℳ aufwärts je nach Ausdehnung der Reise.
Ein Teil des Reinertrags ist für die Erlöserkirche bestimmt.
Auskunft und illustr. Programme kostenfrei durch die Generalvertretung **A. Klett, Stuttgart,** Eberhardsstrasse 11, sowie durch **Pfarrer Dr. Benzinger** in **Neuenstadt a. K.** (Württemberg).

Hammond
weitaus beste Schnellschreibmaschine
Das neueste Modell 2
vereinigt alle Vorzüge der besten Maschinen.

Sofort sichtbare Schrift; auswechselbare Typen, autom. Abdruck, kürzester Tastenniederdruck, daher **grösste** Schnelligkeit (Record 12 Buchstaben pro Sekunde), bequemste und weitgehendste Anwendung. Grösste Dauerhaftigkeit etc. Pennsylvania-Eisenbahn-Ges. 500 Maschinen. Chicago-Unterrichts-Behörde 100. Fr. Krupp, Essen, 60. Prag. Eisen-Ind.-Ges. 100. Preise 450, 350 Mk.

Prospekte etc. durch
F. Schrey, Berlin SW. 19 u. **Wien II, Ob. Donaustr. 9.**

Ich habe eine Schreibmaschine „System Hammond" von F. Schrey, durch dessen Vertreter, Herrn Erh. Koeberle in Freiburg i. B., bezogen und kann dieselbe wegen ihrer vorzüglichen Beschaffenheit und tadellosen Arbeit bestens empfehlen. J. C. B. Mohr.

Kaffee rohen und gebrannten, feine, preiswerte Qualitäten, empfiehlt u. versendet **Alfred Böhm, Stuttgart.**

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Theologische Rundschau

herausgeben von

Lic. W. Bousset,

Professor in Göttingen.

Monatlich ein Heft. Abonnementspreis für 12 Hefte M. 6.—.

Inhalt des 9., 10. und 11. Heftes:

Hippolytus — Bernoulli. Apostelgeschichte und apostolisches Zeitalter — Clemen. Mittlere Kirchengeschichte — Meyer. Apologetik — Mayer und Titius. Religionsunterricht — Fauth. Der Text des Neuen Testaments — Bousset. Moderner Katholicismus — Werner. Allgemeine Dogmatik — Ritschl. Liturgik — Bürkner. Holtzmann's Lehrbuch der neutestamentlichen Theologie — Kühl. Neues Testament — Deissmann. Systematische Theologie — Titius. Aus der schönen Litteratur — Bonus.

„Die Theologische Rundschau hat fraglos nach Zweck, Umfang und Art eine Zukunft und kann beanspruchen, als ein Ereignis der theologischen Gesamtarbeit genommen zu werden. Der umfassende Umfang, in dem sie die christliche Religionswissenschaft und ihre Grenz- und Hilfsgebiete behandelt, lässt die Sehnsucht nach einer Feststellung der göttlichen Ewigkeitsmomente in allem Zeitwesen und seinem Flusse erkennen. Am wichtigsten erscheint mir die Art, in der man hier arbeitet: die einhellige Kraftverbindung der modernen wissenschaftlichen Theologie, ohne Rücksicht auf haarspaltende Richtungsfragen und alle verwerfliche Parteidisciplin. Die Zeitschrift ist, wie schon der Blick auf die Mitarbeiterliste lehrt, ein schönes Unionswerk der theologischen Geister. Es ist höchste Zeit, und darum eine rechte Freude, dass wir wieder geschlossener zu arbeiten fähig werden. Seinem Inhalte nach ist das Unternehmen natürlich zunächst für die Zunft bestimmt. Aber kein Gebildeter mit irgendwie einschlagenden Interessen kann an dieser vorzüglichen Fundgrube achtlos vorübergehen. Er wird hier Auskunft und Belehrung über allgemein interessante Zeiterscheinungen und einzelne bedeutende vielumstrittene Bücher suchen. Die Rundschau sorgt für beide Wünsche mustergiltig. Die Zeitschrift ist ein segensreiches Unternehmen im Dienste der christlichen Religion und wird hoffentlich eine Geschichte erwerben."

Der Protestant. 1898. Nr. 29.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig.

Sind wir noch Christen?

Von **P. Chapuis,**

Pfarrer und Professor in Chexbres-Lausanne.

Preis 50 Pfg.

Hefte zur Christlichen Welt Nr. 26.

P. K. Rosegger's Ausgewählte Schriften.

Octav-Ausgaben. — Band 1 bis 20.

Eleganteste Ausstattung. **Preis geh. 50 M.** In charakteristischem Original-Prachtband (in grüner oder roter Farbe) **Preis 74 M.**

Inhalt von Band 1 bis 20.

Das Buch der Novellen, 1., 2., 3. Band. — **Die Schriften des Waldschulmeisters.** — **Sonderlinge aus dem Volke der Alpen.** — **Die Aelpler.** — **Volksleben in Steiermark.** — **Heidepeter's Gabriel.** — **Waldheimat,** 1., 2. Band. — **Feierabende: Sommerabende, Winterabende.** — **Am Wanderstabe.** — **Sonntagsruhe.** — **Dorfsünden.** — **Meine Ferien.** — **Der Gottsucher.** — **Neue Waldgeschichten.** — **Das Geschichtenbuch des Wanderers,** 1., 2. Band. — **Bergpredigten.**

Preis des Bandes geh. 2 M. 50 Pf., eleg. geb. (grün oder rot) 3 M. 70 Pf.

Jeder Band ist für sich vollkommen abgeschlossen und einzeln käuflich.

Inhalt von Band 21 bis 30.

Band 21. **Höhenfeuer.** Neue Geschichten aus den Alpen. — Band 22. **Allerhand Leute.** — Band 23. **Jakob der Letzte.** Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen. — Band 24. **Martin der Mann.** Eine Erzählung. — Band 25., 26. **Der Schelm aus den Alpen.** Allerhand Geschichten und Gestalten, Schwänke und Schnurren. Zwei Bände. — Band 27. **Hoch vom Dachstein.** Geschichten und Schildereien aus Steiermark. — Band 28. **Allerlei Menschliches.** — Band 29. **Peter Mayr, der Wirt an der Mahr.** Eine Geschichte aus deutscher Heldenzeit. — Band 30. **Spaziergänge in der Heimat.** Nebst einem Anhang: **Ausflüge in der Fremde.**

Preis des Bandes geh. 4 M., eleg. geb. (grün oder rot) 5 M. 20 Pf.

Jeder Band ist für sich vollkommen abgeschlossen und einzeln käuflich.

Miniatur-Ausgaben.

P. K. Rosegger,

Waldheimat. 1. Band. Kindesjahre. 3. Auflage. — **Waldheimat.** 2. Band. Lehrjahre. 3. Auflage. — **Die Schriften des Waldschulmeisters.** 13. Auflage. — **Das Buch der Novellen.** Erste Reihe. 5. Auflage. — **Das Buch der Novellen.** Zweite Reihe. 5. Auflage. — **Heidepeter's Gabriel.** 4. Auflage. — **Die Aelpler in ihren Wald- und Dorftypen geschildert.** 4. Auflage. — **Der Gottsucher.** Ein Roman. 4. Auflage. — **Sonntagsruhe.** 4. Auflage. — **Dorfsünden.** 4. Auflage. — **Das Volksleben in Steiermark.** 6. Auflage. — **Höhenfeuer.** 3. Auflage. — **Sonderlinge aus dem Volke der Alpen.** 6. Auflage — **Allerhand Leute.** 4. Auflage. — **Geschichtenbuch des Wanderers.** 3. Auflage. — **Jakob der Letzte.** Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen. 4. Auflage. — **Neue Waldgeschichten.** 6. Auflage. — **Hoch vom Dachstein.** Geschichten und Schildereien aus Steiermark. 3. Auflage. — **Peter Mayr, der Wirt an der Mahr.** 4. Auflage.

Preis des Bandes in eleg. Orig.-Einbd. (rot) mit Goldschn. 6 Mark.

Jeder Band ist für sich vollkommen abgeschlossen und einzeln käuflich.

P. K. Rosegger's Ausgewählte Werke.

Pracht-Ausgabe. Lexikon-Format.

Mit 900 Illustrationen von A. Greil und A. Schmidhammer.

In 6 Original-Prachtbänden zum Preise von **12 M. 50 Pf.** pro Band. Einband in grüner, roter oder brauner Farbe.

Jeder Band ist für sich vollkommen abgeschlossen und einzeln käuflich.

A. Hartleben's Verlag in Wien I., Seilerstätte 19.

Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung in Tübingen.

Bismarck

und die politischen Anschauungen in Deutschland von 1847—1862.

Von

Dr. W. Busch,

ord. Professor der Geschichte in Tübingen.

Gr. 8. 1896. M. —.60.

Zum Gedächtnis des Fürsten Bismarck

ist soeben in meinem Verlage erschienen:

Rede

gehalten im Kollegienhause der Kaiser Wilhelms-Universität Straßburg am 1. August 1898 von

Professor Dr. theol. et phil. **H. Holtzmann.**

In dieser unmittelbar unter dem Eindruck des Todes Bismarcks gehaltenen Gedächtnisrede wird der große Tote geschildert „als Vorbild geistiger Arbeit, als Lehrer, der aus dem genialst geschriebenen aller Lehrbücher, dem großen Schicksalsbuch der Menschen, uns eines der ergreifendsten Kapitel vorgelesen hat, als das Phänomen einer ins Kolossale angewachsenen Kraft der Intelligenz und des Willens, als eine strahlende Erscheinung, wie sie nur selten aus der Tiefe des Weltgrundes emportauchen."

Das Schriftchen ist gegen Einsendung von 23 Pf. in Briefmarken direkt von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Stadtstraße 1, zu beziehen.

Unterrichts- und Erziehungsanstalt der evangelischen Gemeinde zu Meran in Südtirol.

Für Knaben Vorbereitung zu mittleren Klassen höherer Schulen. Für Mädchen höhere Töchterschule. Mädchenpensionat. Vortrefflicher Unterricht. Mütterliche Pflege. Gesundheitlich beste Erfolge vom Meraner Klima. Schulbeginn 15. September. Prospekte und Näheres durch Pfarrer Dr. Helle, Meran.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig, Querstraße 21 — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine litterarische Beilage von Hobbing & Büchle in Stuttgart. Wer diese Beilage nicht erhielt, wird höflichst und dringend gebeten, sie im Interesse exakter Expedition bei dem Verlage der „Christlichen Welt," Leipzig, Querstr. 21, zu reklamieren.